

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Südafrika

vom 20. Januar bis 01. März 2010

## **Fußball in der Regenbogennation: Einst Droge für die Armen, heute Hoffnung für das Land**

„Sport hat die Kraft, die Welt zu verändern. Er hat die Kraft zu inspirieren. Er hat die Kraft, die Menschen zu vereinen wie kaum etwas anderes.“

Nelson Mandela

Von Volker Schulte

Südafrika, vom 20. Januar bis 01. März 2010



# Inhalt

1. Zur Person	378
2. Einleitung – Auch in Afrika ist der Ball rund	378
3. Weißes Rugby, schwarzer Fußball, buntes Land: Wie der Sport die Regenbogennation spaltet und vereint	380
4. Kein normaler Sport in einer unnormalen Gesellschaft – Südafrikas bewegte Fußballgeschichte	385
5. Ein historischer Sieg und ein besonderer Kuss	389
6. Staub, Wetten, Hähnchenfüße – Fußball in Kapstadts Townships	391
7. Fußballerinnen leben gefährlich	396
8. Kicken statt killen – Ablenkung für die Gangster von Guguletu	398
9. Aus dem Leben eines Straßenkindes	400
10. Kicken gegen die Seuche	403
11. Die WM – Fluch oder Segen?	405
12. Warum Thomas Cichon sein Abenteuer Südafrika genießt	409
13. Kriminalität am Kap: Zwischen Hysterie und Lebensgefahr	411
14. Was bleibt – Afrika-Gefühl im interessantesten Land der Erde	416

## 1. Zur Person

Mit einem Zeitungsartikel über die eigene Tennismannschaft habe ich 1995 als damals 15-Jähriger meine journalistische Laufbahn gestartet. In der Sauerlandsport-Redaktion der Westfalenpost in Neheim-Hüsten sammelte ich als Freier Mitarbeiter wichtige Erfahrungen, später absolvierte ich ein Hörfunk-Praktikum und entschloss mich letztlich zu einem Studium an der Deutschen Sporthochschule Köln. Die große, weite Welt lernte ich 2004/2005 kennen, als ich für die University of Mobile im US-Staat Alabama Fußball spielte und dafür dort zwei Semester wohnen, essen und studieren konnte. Zurück in Deutschland schrieb ich meine Diplomarbeit und arbeitete als freier Autor für sport.ARD.de (heute sportschau.de). Im Oktober 2006 kehrte ich dem Thema Sport kurzzeitig den Rücken, volontierte bei der Journalistenschule Ruhr und arbeitete von 2008 an ein- einhalb Jahre als Redakteur in der Stadtreaktion Hagen der Westfalenpost. Dabei entdeckte ich meine Begeisterung für soziale, politische und gesellschaftliche Themen – eben für alles, was das Leben der Menschen beeinflusst. Mitte 2009 bin ich zum Sport zurückgekehrt und arbeite seitdem als freier Journalist mit sportschau.de als zentralem Auftraggeber. Die Recherchereise hat mir eine einmalige Gelegenheit geboten, meine Lieblingsthemen zu verbinden: Fußball und seine Bedeutung für die Menschen in Südafrika.

## 2. Einleitung – Auch in Afrika ist der Ball rund

Bis gerade lief das Gespräch noch stockend, aber jetzt redet Sydney, der Taxifahrer, wie ein Wasserfall. Seine Stimme hüpf, seine Hände untermauern fuchtelnd seine Worte, er lächelt breit. Und das alles nur wegen einer einfachen Frage: Ob er Fußballfan sei.

Südafrikaner sind echte Fußballexperten, kennen jeden Spieler der englischen Premier League und können alle Tore der vergangenen Fußball-Weltmeisterschaften nacherzählen. Sydney verrät, dass er sich schon oft bei den Teams der südafrikanischen Profiliga PSL um Arbeit beworben habe. Er wolle einfach dabei sein – und wenn er nur die Bälle aufpumpe.

Fußball verbindet, er ist eine globale Sprache. Keine andere Sportart ist so weit verbreitet und beliebt wie Fußball. Das liegt zum einen daran, dass es nicht viel braucht, um ein Spiel zu starten. Ein Ball oder auch eine plattgedrückte Getränkedose, zwei Tore oder auch vier Steine als Torpfosten – schon kann es losgehen. So können sich auch die Ärmsten diesen Sport leisten. Fußball ist aber auch deshalb so populär, weil das Spiel einfach Spaß

macht. Es gibt einfache Regeln, klare Ziele und jeder Spieler muss jederzeit damit rechnen, dass der Ball in seine Nähe kommt.

In Südafrika hat „Soccer“, wie man hier weitgehend sagt, eine ganz besondere Bedeutung. Die folgende Aufzählung einiger interessanter Aspekte erklärt zugleich die Gliederung meines Berichts.

Welchen Sport ein Südafrikaner ausübt und favorisiert, hängt stark von seiner Hautfarbe ab. Die Schwarzen sind fast durchgehend fußballbegeistert, während die Weißen Rugby und Krieket bevorzugen. Farbige und Inder interessieren sich oft für mehrere Sportarten. Auch 16 Jahre nach dem offiziellen Ende der Apartheid leben die ethnischen Gruppen weitgehend aneinander vorbei, was vor allem soziale und räumliche Ursachen hat. Der Sport, insbesondere der Fußball, ist ein vielversprechendes Mittel, die Menschen zusammenzuführen. Denn auf dem Spielfeld ist die Hautfarbe egal (Kapitel 3).

Dass die sportlichen Vorlieben so eng mit der ethnischen Zugehörigkeit zusammenhängen, hat vor allem historische Gründe. Der Fußball hat in Südafrikas Vergangenheit eine entscheidende Rolle gespielt. Er wurde von der Regierung genutzt, um das schwarze Arbeitervolk bei Laune zu halten. Für diese war er ein Lichtblick in tristen Alltags, die einzige Chance auf Ruhm und Ehre und gleichzeitig eine Hilfe im politischen Widerstand (Kapitel 4). Nach dem Ende der Apartheid war es der Sport, der den Menschen Hoffnung gab. Zunächst gewann Südafrikas Rugby-Nationalmannschaft 1995 die Weltmeisterschaft im eigenen Land. Nelson Mandelas Auftritt im Finale, als er im Trikot der bei den Schwarzen verhassten Nationalmannschaft im Stadion saß, war ein wichtiges Zeichen der Versöhnung. Ein Jahr später gewannen Südafrikas Fußballer, ebenfalls vor heimischem Publikum, den Afrika-Cup. Ein damaliger Nationalspieler hat mir erzählt, was der Sieg in ihm und in der Bevölkerung auslöste (Kapitel 5).

Wenn ein Land von der Fußballbegeisterung seiner Einwohner profitieren will, braucht es eine gute Organisation im Amateur- und Profibereich. Hier hat Südafrika allerdings noch viel Nachholbedarf. Einheimische haben mich in Kapstadt und Pretoria mit zu den Fußballplätzen genommen um mir zu zeigen, wo und wie die Menschen Fußball spielen. Gesehen habe ich ordentliche und abenteuerliche Felder (Kapitel 6). Ein Schattendasein führt immer noch der Frauenfußball. Vorurteile und veraltete Geschlechterrollen erschweren fußballbegeisterten Mädchen und Frauen, ihren Lieblingssport auszuüben. Ich habe eine ehemalige Nationalspielerin getroffen, die den Frauenfußball nach vorne bringen will. (Kapitel 7).

Wer Sport treibt, profitiert von vielen positiven Effekten auf Körper und Geist. Bewegung regt nicht nur den Kreislauf an und stärkt die Abwehrkräfte, Erfolgserlebnisse im Sport können auch das Selbstvertrauen steigern und für Abwechslung in oft tristen Alltags sorgen. Wer erfolgreich sein

will, muss diszipliniert sein, sich Ziele setzen und auf andere Dinge verzichten können. Mannschaftssportarten wie Fußball fördern zusätzlich Teamgeist, Fairplay und Verantwortungsbewusstsein. Es gibt zahlreiche Projekte in Südafrika, die Fußball als Werkzeug der sozialen Integration einsetzen. Ich habe drei von ihnen besucht: Im Kapstädter Township Guguletu treffen sich die Gangster einmal pro Woche zu einem Fußballturnier (Kapitel 8), in Kapstadts Innenstadt kümmert sich das Projekt MyLife um Straßenkinder (Kapitel 9) und in Durban nutzt Whizzkids United den Sport zur Aids- und Gesundheitsaufklärung (Kapitel 10).

Die Vorbereitungen auf die Fußballweltmeisterschaft 2010 waren zum Zeitpunkt meiner Reise noch in vollem Gange. Wenn das Jahrbuch der Heinz-Kühn-Stiftung erscheint, wird die erste WM auf afrikanischem Boden schon Geschichte sein. Vielleicht gibt es dann auch schon Antworten darauf, ob das Turnier die großen Erwartungen erfüllt hat. Ich habe mit so gut wie jedem Südafrikaner das Thema WM besprochen – mal kurz und nebenbei, mal ausgiebig und detailliert. Das Thema bestimmte auch die Nachrichten. Es ging um Hoffnungen, Enttäuschungen und falsche Versprechen (Kapitel 11).

Südafrikas Profi-Fußballliga, die Premier League Soccer (PSL), ist sehr beliebt, aber auch schlecht organisiert. Der deutsche Verteidiger Thomas Cichon erzählte im Interview über seine Erfahrungen im Team der Moroka Swallows aus Soweto (Kapitel 12).

Südafrika ist laut Kriminalitätsstatistik eines der gefährlichsten Länder der Welt. Doch zwischen Panikmache durch die Medien und Abwiegelung durch Politiker und die Touristikbranche muss jeder für sich selbst herausfinden, ob die Sicherheitslage ein Problem ist oder nicht. Auch ich habe mir eine Meinung gebildet (Kapitel 13). Ein Resümee braucht natürlich auch meine ganze Reise. Sie war mein erster Abstecher nach Afrika – und bestimmt nicht mein letzter (Kapitel 14).

### **3. Weißes Rugby, schwarzer Fußball, buntes Land: Wie der Sport die Regenbogennation spaltet und vereint**

Marc ist weiß, Südafrikaner und runzelt beim Thema Fußball die Stirn. „Wir sind mehr eine Rugby- und Cricket-Nation.“ Shingi ist schwarz, Südafrikaner und bekommt beim Thema Fußball leuchtende Augen. „Wer hier als Junge nicht Fußball spielt, gilt als seltsam.“

Auch 16 Jahre nach dem offiziellen Ende der Apartheid in Südafrika trennen die Bevölkerungsgruppen noch Welten. Der Sport deckt diese Unterschiede auf. Er hat aber gleichzeitig auch die Macht, die Menschen zu vereinen.

Theoretisch müssten alle Südafrikaner Fußball lieben. Schließlich sind Großbritannien und die Niederlande, aus denen die meisten Einwanderer ans Kap kamen, große Fußballnationen. So waren es auch britische Soldaten und Kolonialbeamte, die im 19. Jahrhundert erste Spiele in Südafrika austrugen. Doch als die Einheimischen den Fußball begeistert übernahmen, weil er so spannend, athletisch und billig war, galt er schnell bei großen Teilen der Weißen als Sport für das Proletariat. Die aus Europa stammenden Südafrikaner interessierten sich fortan vor allem für Rugby und Cricket – und tun dies auch heute noch.

Andersherum war das erfolgreiche südafrikanische Rugby-Nationalteam, die Springboks, bei der nicht-weißen Bevölkerung lange verhasst. Denn während der Apartheid sollten nur weiße Sportler Südafrika im Ausland vertreten, was dazu führte, dass die internationale Sportgemeinschaft das Land von den 60er Jahren an aus fast allen Wettbewerben ausschloss. Erst als sich das Ende der Apartheid Anfang der 90er abzeichnete, durften Südafrikaner wieder international mitmischen.

Als Nelson Mandela 1994 schließlich demokratisch gewählter Präsident wurde, war das Land nach jahrelanger Unterdrückung und Rassentrennung tief gespalten. Die verschiedenen Bevölkerungsgruppen miteinander zu versöhnen, schien aussichtslos. Doch Mandela wusste, was zu tun war. „Sport hat die Kraft, die Welt zu verändern. Er hat die Kraft, zu inspirieren. Er hat die Kraft, die Menschen zu vereinen, wie kaum etwas anderes.“ Diese Worte Mandelas stammen zwar aus dem Jahr 2010, aber schon 1995 wusste der Visionär um das Potenzial des Sports. Damals richtete die junge Demokratie Südafrika die Rugby-Weltmeisterschaft aus. Dank Mandela wurde sie zu einem Symbol der Versöhnung. Der schwarze Präsident verfolgte das Endspiel zwischen Südafrika, bei denen nur weiße und ein schwarzer Spieler mitwirkten, und Neuseeland im Trikot der Springboks. Südafrika gewann in der Verlängerung, und Mandela überreichte dem weißen Kapitän Francois Pienaar strahlend den Pokal. Dieses Bild berührte Millionen Menschen in Südafrika und der ganzen Welt. „Nach dem Endspiel war es in den Straßen Südafrikas unglaublich“, sagte Pienaar später in einem Interview. „Zum ersten Mal kamen die Menschen zusammen, und alle Rassen und Völker umarmten sich.“

Ein weiterer legendärer Triumph gelang Südafrika nur ein Jahr später im Fußball, als es den Afrika-Cup ebenfalls vor heimischem Publikum gewann. Wieder feierte die ganze Nation ihre gemeinsamen Helden. Der schwarze Mittelfeldspieler Linda Buthelezi hat eine ganz besondere Erinnerung an die Siegesfeier: „An jenem Abend habe ich zum ersten Mal eine weiße Frau geküsst.“

Doch der kurzzeitige Freudentaumel konnte natürlich nicht alle Probleme und Unterschiede beseitigen. Das Erbe der Apartheid lastete schwer auf den

Menschen. Die Nationale Partei hatte die Bevölkerung Ende der 40er Jahre offiziell in vier Klassen eingeteilt: Whites, Coloureds, Asians und Blacks (Weiße, Farbige/Mischlinge, Asiaten und Schwarze). Für jede Gruppe gab es eigene Wohngebiete und Schulen, Misch-Ehen waren verboten. Die Weißen residierten in angenehmen, wohlhabenden Gegenden. Einige Asiaten und teilweise auch die Farbigen wohnten in annehmbaren Siedlungen, während die große Mehrheit und vor allem die Schwarzen in den armseligen Townships oder Homelands hausten. Die Regierung hatte die Townships als Arbeitersiedlungen nahe großer Städte angelegt. Die Einheimischen sollten nur zum Arbeiten in die Stadt kommen und abends wieder in ihre Townships verschwinden. Die Homelands waren ländliche, strukturschwache Gebiete, in denen die Nationale Partei den Schwarzen scheinbare Unabhängigkeit gewährte. In Wirklichkeit aber kontrollierte sie diese Gebiete weiterhin und zementierte die Rassentrennung. Das Vier-Klassen-Denken brannte sich in die Köpfe ein.

Von 1994 an gab es theoretisch eine freie Schulwahl, die Bildung verlief nicht mehr nach Rassen getrennt. Allerdings wollten oder konnten die meisten Menschen ihre angestammten Wohngegenden nicht verlassen, so dass auch in den Schulen eine Mischung der Völker ausblieb. So wuchs also auch ein großer Teil der Post-Apartheid-Generation in einer nach Rassen getrennten Umgebung auf. Wie sollte die Nation unter diesen Umständen zusammenwachsen?

Auch hierbei könnte der Sport helfen, fand die Professorin Marion Keim. Die Deutsche wechselte nach ihrer Dissertation an der Universität Heidelberg im Jahr 1990 an die Deutsche Schule in Kapstadt, um dort die erste Lehrerin einer multikulturellen Klasse zu werden. Als Dozentin am Institut für soziale Entwicklung an der University of the Western Cape veröffentlichte sie 2003 das Buch „Nation Building at Play“, in dem sie wissenschaftlich beschrieb, wie sehr Sport zur Völkerverständigung beitragen kann. Das Pinelands-Projekt brachte Schüler aus zwei überwiegend weißen, zwei schwarzen und zwei farbigen Schulen nachmittags zu einem Sportprogramm zusammen. Bei den gemeinsamen Baseball-Spielen und bei leichtathletischen Disziplinen bauten die Kinder Vorurteile ab und schlossen völkerübergreifende Freundschaften. Befragungen zu Beginn des Projekts und nach sechs Monaten sowie ein Vergleich mit einer Kontrollgruppe belegten die positiven Einflüsse des interkulturellen Sports.

Professor Keim glaubt auch im Jahr 2010 immer noch an die verbindende Kraft des Sports. „Er ermöglicht den Kindern schöne Gemeinschaftserlebnisse und direkten, auch körperlichen Kontakt. Sport funktioniert non-verbal, was in Südafrika besonders wichtig ist. Denn deine Sprache sagt hier gleichzeitig etwas über deine Klasse aus.“ Sieben Jahre nach der Veröffent-



lichung ihres Buches zieht Keim allerdings eine ernüchternde Bilanz. „Es gibt kaum Projekte, die Sport gezielt zur Zusammenführung der Völker nutzen.“ Eine Ausnahme ist das Programm „Kicking for Peace“, das Kinder aus verschiedenen Gemeinden auf dem Fußballplatz zusammenbringt. „Bei den großen Turnieren dieses Projekts kann man genau sehen, wie die Kinder ihre anfängliche Skepsis ablegen und hinterher ungezwungen Spaß haben. Allerdings nehmen nur sehr selten Teams aus weißen Siedlungen an dem Projekt teil“, sagt Keim.

In ihrem Buch führte Keim 2003 Faktoren auf, die eine multikulturelle Entwicklung in Südafrika negativ und positiv beeinflussen. An den Listen hat sich sieben Jahre später kaum etwas verändert. „Es gibt immer noch getrennte Wohngebiete, sozioökonomische Klassengrenzen, rassistische Vorurteile, Sprachbarrieren, unmotivierter Lehrer und kaum gemeinsame Sporteinrichtungen.“ Marion Keim klingt ein wenig resigniert, wenn sie diese Punkte aufzählt. Genauso ernüchternd ist die Erkenntnis, dass die möglichen positiven Faktoren kaum gegeben sind. „Es gibt nur wenige multikulturelle Schulen, kaum Integrationsprogramme zwischen den Schulen, kaum multikulturelles und mehrsprachiges Lehrpersonal sowie nicht genug Wirtschaftswachstum.“

Die Integration der Völker ist in Südafrika eine komplizierte Aufgabe und bedarf zunächst auch einer grundlegenden Überlegung: Wer soll eigentlich in was integriert werden?

In Deutschland beispielsweise gelten Einwanderer als gut integriert, wenn sie wirtschaftlich erfolgreich sind und sich weitgehend den deutschen Gepflogenheiten anpassen. Oft ist von der deutschen Leitkultur die Rede, die alle in Deutschland lebenden Menschen respektieren oder, noch besser, verinnerlichen sollten. Die Idee ist, dass sich die ausländische Minderheit anpasst, so dass die deutsche Identität erhalten bleibt. Ein anderes Beispiel sind die Vereinigten Staaten von Amerika, die ursprünglich eine indianische Kultur hatten, von der nach der jahrhundertelangen Einwanderung aber nicht mehr viel übrig ist. Die Einwanderer mussten sich also keiner bestehenden Kultur anpassen, sondern bildeten gemeinsam eine völlig neue, amerikanische Gesellschaft. Diese Form der Integration wird auch Schmelztiegel genannt: Die verschiedenen Kulturen, Bräuche und Eigenarten verschmelzen zum „American way of life“.

Was aber gilt für Südafrika? Das deutsche Modell der Anpassung würde streng ausgelegt bedeuten, dass sich die weißen und asiatischen Einwanderer der Lebensweise, den Sitten und Bräuchen der afrikanischen Stämme anpassen. Abgesehen von der Aussichtslosigkeit dieses Modells leben die meisten Einwanderer bereits seit vielen Generationen am Kap und haben eine eigene südafrikanische Identität, die ihnen niemand rauben sollte. Um-

gekehrt kann auch niemand verlangen, dass sich die Afrikaner der europäischen Lebensweise der Einwanderer anpassen. Die Weißen besitzen zwar immer noch die erfolgreichsten Firmen und den größten Wohlstand, machen aber nur gut neun Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Fast 79,5 Prozent der Einwohner sind Schwarze, knapp neun Prozent sind Farbige und 2,5 Prozent sind Asiaten. Das amerikanische Konzept des Schmelztiegels kann in Südafrika ebenfalls nicht funktionieren – die gesellschaftlichen Unterschiede zwischen den Afrikanern, Asiaten und den Europäern sind viel zu groß, als dass eine gemeinsame Kultur entstehen könnte.

Südafrika brauchte also einen eigenen Weg, und den hat es in der Regenbogennation gefunden. Der Gedanke ist, dass die vielen verschiedenen Kulturen friedlich nebeneinander leben und ihre Andersartigkeiten akzeptieren und respektieren. Allgemein geltende demokratische Werte und eine gemeinsame südafrikanische Identität sollen die Nation zusammenhalten. Ein wichtiger Aspekt ist, dass jeder Mensch die Freiheit haben soll, eine der Farben des Regenbogens zu wählen. Es soll keine Rassenschranken mehr geben, und durch Misch-Ehen können auch weitere Farbtöne im Regenbogen entstehen.

Das Konzept der Regenbogennation ist genauso genial wie alternativlos. Einfach ist es allerdings nicht. Ein Blick auf die südafrikanische Gesellschaft zeigt, dass es bei der Vermischung und auch bei der Akzeptanz zwischen den einzelnen Gruppen noch viel Nachholbedarf gibt. Dennoch grenzt es fast schon an ein Wunder, dass das Land angesichts der großen Armut und Arbeitslosigkeit, angesichts der extremen sozialen Unterschiede und der brisanten Historie immer noch recht stabil ist. Denn in der Gesellschaft gibt es nicht nur die vier Klassen, die das Apartheidsystem erfunden hat – weiß, farbig, schwarz und asiatisch. Auch innerhalb dieser künstlich geschaffenen Gruppen gibt es zahlreiche, teils tief verwurzelte Rivalitäten. Die weißen Briten gegen die weißen Buren, die indischen Hindus gegen die indischen Moslems, die schwarzen Zulu gegen die schwarzen Xhosa – überall schwelen langjährige Konflikte und Vorurteile. Die Vielfalt Südafrikas drückt sich auch darin aus, dass es elf offizielle Landesprachen gibt, was längst nicht alle gesprochenen Sprachen berücksichtigt.

Der derzeit gefährlichste Konflikt betrifft noch eine weitere Gruppe: die Ausländer. Südafrika ist das mit Abstand reichste und wirtschaftlich erfolgreichste Land im südlichen Afrika, was viele Menschen aus den benachbarten, teils bitterarmen Staaten anzieht. Alleine mindestens drei Millionen Simbabwe, deren Land politisch und wirtschaftlich am Boden liegt, leben in Südafrika. Hinzu kommen viele Einwanderer aus Nigeria und dem Kongo, die am Kap auf bessere Jobmöglichkeiten und Lebensbedingungen hoffen. Weil aber auch in Südafrika jeder Zweite unterhalb der Armutsgrenze

lebt und jeder Vierte offiziell arbeitslos ist, schlägt den Einwanderern nicht gerade viel Sympathie entgegen. Im Gegenteil: Die Ausländer gelten unter Südafrikanern als Hauptursache für die hohe Kriminalitätsrate und als Konkurrenz um die wenigen Arbeitsplätze. Am 12. Mai 2008 startete in Alexandria, einem Township in Johannesburg, eine Welle fremdenfeindlicher Übergriffe, die sich in den folgenden Wochen auf weitere Städte übertrug. Das Resultat waren 62 Tote und mehrere hundert Verletzte.

Wer in Kapstadt mit Taxifahrern spricht, lernt schnell einige der afrikanischen Einwanderer kennen – und gleichzeitig ihre Sorgen. „Als Ausländer lebst du hier sehr gefährlich“, erzählte beispielsweise Jefferson, der aus Simbabwe stammt. „In bestimmten Gegenden würde ich es nicht wagen anzuhalten. Und einmal habe ich eine Gruppe junger Männer in ein Township gefahren. Weil ich ein bisschen Xhosa verstehe, habe ich mitbekommen, dass sie planten, mich umzubringen. Nur weil ich ein Ausländer war. Ich habe dann auf Ndebele mit ihnen gesprochen, das in Simbabwe, aber auch in Teilen Südafrikas verbreitet ist. Ich habe sie davon überzeugt, dass ich aus Limpopo, einer nördlichen Provinz, stamme. Daraufhin haben sie mich dann nur noch ausgeraubt.“

Südafrika steht wegen seiner zahlreichen Konflikte oft in der Kritik. Allerdings wird die gewaltige Aufgabe, die das Land und seine Menschen zu bewältigen haben, nur selten berücksichtigt. Man kann bemängeln, dass es immer noch Klassendenken gibt, dass es nach dem Ende der Apartheid teilweise umgekehrten Rassismus gibt und Weiße bei der Jobsuche benachteiligt werden. Oder aber man kann bewundern, dass das Land die politische Revolution weitgehend gewaltfrei geschafft hat, dass die jahrzehntelang unterdrückte Bevölkerung keine Rache genommen hat und die verschiedenen Kulturen größtenteils respektvoll neben-, wenn auch noch nicht miteinander leben. Und es gibt ja auch die Momente, in denen sich die Südafrikaner freudestrahlend in den Armen liegen. Vielleicht haben sie bei der Fußball-WM 2010 wieder die Gelegenheit dazu.

#### **4. Kein normaler Sport in einer unnormalen Gesellschaft – Südafrikas bewegte Fußball-Geschichte**

In seinen jungen Jahren hat Nithia Moodley, genannt Dick, für Südafrikas Nationalmannschaft gespielt. Genauer gesagt für eine von vier Nationalmannschaften. Moodley ist indischstämmig, und das bestimmte in seiner aktiven Zeit, mit wem und gegen wen er Fußball spielen durfte. Der Sport spielte in Südafrika stets eine wichtige politische Rolle. Die weißen Machthaber setzten ihn als Beruhigungsmittel ein, während das unterdrück-

te schwarze, farbige und asiatische Volk in den Fußballligen den Widerstand organisierte. Der 73 Jahre alte Nithia Moodley und seine langjährigen Fußball-Freunde Diar Soma (72) und Magan Ramjee (66) haben Schikane und Unterdrückung im Großraum Pretoria miterlebt. Sie erzählen von ihrem langen Kampf gegen den Rassismus – auch in den eigenen Reihen.

Die drei alten Freunde sitzen im Wohnzimmer von Diar Soma, der viele Jahre als Fußball-Funktionär aktiv war. Der ehemalige Lehrer wohnt in einem kleinen, gemütlichen Haus in Erasmia, einem mittelständischen Vorort von Pretoria. Auf dem Wohnzimmertisch liegen duftende indische Blätterteig-Taschen, aus dem Radio ertönen indische Klänge. Die drei Senioren sind in Südafrika geboren, haben ihre Wurzeln jedoch nicht vergessen. Wie sollten sie auch – schließlich hat ihre Herkunft jahrzehntelang ihren Alltag, ihre Rechte und Pflichten bestimmt.

Soma stammt aus einer Sportlerfamilie. Als sein Großvater 1905 von Indien nach Pretoria zog, war auch der Fußball schon am Kap angekommen. Das wohl älteste dokumentierte Fußballspiel in Südafrika fand am 23. August 1862 in Kapstadt zwischen britischen Soldaten und Kolonialbeamten statt. Kurze Zeit später bildeten sich die ersten Vereine und Verbände, die jedoch ausschließlich den Weißen vorbehalten waren.

Für viele Afrikaner war an Sport in der Freizeit ohnehin nicht zu denken. Wer damals in den Minen oder auf den Feldern der Weißen arbeitete, verdiente nur einen Hungerlohn trotz langer, extrem harter Arbeitstage. Zudem fehlten in den ärmlichen Arbeitersiedlungen jegliche Sportfelder. So blieb es den etwas besser gestellten und gebildeten schwarzen Minenschreibkräften vergönnt, Fußballspiele unter Ihresgleichen einzuführen. Die Minenbesitzer sahen die Schreibkräfte, die schwarze Bildungsschicht, als Bedrohung an, weil sie die miserablen Arbeitsbedingungen nicht immer klaglos hinnahmen. Also unterstützten sie ihre Belegschaft darin, Fußballmannschaften zu gründen, und sorgten sogar für Plätze und Ausrüstung. Der Sport sollte die Arbeiter ablenken, Aggressionen abbauen und letztlich die Arbeitsmoral steigern.

Die Afrikaner fanden schnell Gefallen an dem rasanten, spannenden Spiel der Europäer, das sie mit einfachsten Mitteln austragen konnten. Der Fußball passte zu ihren kulturellen Werten. Es war ein martialischer, theatralischer Wettkampf, der die physische Stärke der Männer betonte. Fußball bot Spannung, Abwechslung und Unvorhersehbarkeit außerhalb des eintönigen, oft unmenschlichen Alltags. Das Leistungsprinzip sorgte dafür, dass Schwarze individuell wahrgenommen wurden, Status und Prestige erlangen und behaupten konnten.

Im Jahr 1903 waren es jedoch die Inder, die den ersten nicht-weißen Fußballverband gründeten – die South African Indian Football Association

(SAIFA). Zwei Jahre später entstand in Südafrikas Hauptstadt die Pretoria District Indian Football Association (PDIFA), die dort noch eine wichtige Rolle im Kampf gegen das rassistische System spielen sollte.

Somas Großvater arbeitete in Pretoria, wie viele andere Inder auch, als Händler und konnte es sich im Jahr 1922 leisten, seinen Sohn Dhiraj, Diars Vater, nach Südafrika zu holen. Dhiraj übernahm später die Geschäfte seines Vaters, gründete eine Familie mit drei Töchtern und sechs Söhnen und gab sich begeistert dem Sport hin. Neben Cricket spielte er vor allem auch Fußball. „Damals fanden die Spiele auf einem Feld statt, das alle Razor’s Edge nannten“, erzählt Diar Soma. „Der Platz bestand aus Sand und spitzen Steinen, auf denen sich die Spieler regelmäßig die Haut aufrissen.“

Diar Soma war wie fast alle seiner acht Geschwister von Kind an sportbegeistert. Er spielte auch Cricket und Tennis, aber dem Fußball galt seine meiste Aufmerksamkeit. „In den 40er Jahren waren die Spiele strikt nach Rassen getrennt“, sagt Soma. „Indische Mannschaften durften nur indische Spieler einsetzen und nur gegen indische Teams antreten.“ Es kam allerdings auch zu Trickereien. Manch talentierter Farbiger spielte unter falschem Nachnamen in indischen Vereinen mit. Oft ging dies gut, aber es gab auch viele Proteste, besonders wenn eine Mannschaft mit farbigen Spielern siegte. „Im Sport will jeder gewinnen“, sagt Soma, „da ist oft jedes Mittel recht.“ Die strikte Trennung schränkte die Zahl der möglichen Gegner stark ein, worunter auch die Qualität des Spiels litt. 1946 führte schließlich das Interracial Soccer Board Spiele zwischen den Bevölkerungsgruppen ein, was den Konkurrenzkampf erheblich steigerte.

Allerdings trugen die neuen Möglichkeiten nicht zur Völkerverbindung bei – im Gegenteil. Jede Gruppe wollte beweisen, dass sie die Stärkste ist, es gab große Rivalitäten. Die Weißen stellten sich diesem Wettbewerb nicht, es gab lediglich Spiele zwischen asiatischen, schwarzen und farbigen Mannschaften. Zudem gab es Vergleichskämpfe zwischen den separaten Regionalverbänden sowie den Nationalmannschaften. „Die Auswahlen der Inder und der Farbigen waren stärker als die der Schwarzen“, sagt Nithia Moodley, der ehemalige Nationalspieler. „Die Schwarzen hatten zwar mit Abstand die größte Zahl an Fußballspielern, aber meist zu wenig Geld, um die besten Spieler des Landes zu den Austragungsorten zu bringen. Die Organisation war sehr schlecht.“

Nach und nach begriffen die Fußballer, dass sie durch die nach Herkunft getrennten Mannschaften und die Vergleichskämpfe die Apartheid unterstützten. Sie warfen den weißen Machthabern Rassismus vor, akzeptierten und praktizierten aber gleichzeitig selber die Trennung in ihren Fußballligen und -turnieren. Als Reaktion entstand 1951 die South African Soccer Federation, die für alle Bevölkerungsgruppen offen war und fortan gegen die

Apartheid ankämpfte. Es dauerte jedoch noch einige Jahre, bis diese Entwicklung auch in den unteren Ligen und Verbänden ankam.

Erst zu Beginn der 60er Jahre verbannte der Indische Fußballverband von Pretoria PDIFA das „I“ für „Indian“ aus seinem Namen und öffnete sich für alle Südafrikaner. „Dagegen gab es damals auch viel Widerstand, vor allem seitens der älteren Mitglieder“, sagt Diar Soma. Er war von 1961 an in der neu gegründeten PDFA als Funktionär aktiv und hatte in den 80er Jahren sogar das Präsidentenamt inne. „Die Rassentrennung war damals in vielen Köpfen eingebrannt, und viele hatten Angst davor, dass der indische Fußball aussterben würde.“ Starken Gegenwind gab es auch im regionalen Fußballverband von Nord-Transvaal, der Northern Transvaal Indian Football Association (NTIFA). Dort wehrten sich die Rassisten in der Führungsetage lange gegen eine Öffnung, und erst nach einem Präsidentenwechsel 1967 verschwand auch hier das „I“ aus dem Namen.

Die südafrikanischen Sportler erhielten in ihrem Kampf um Gleichbehandlung wichtige Unterstützung aus dem Ausland. Fußball-Sanktionen gehörten zu den ersten internationalen Maßnahmen gegen die Apartheid-Regierung. 1964 verbannte der Fußball-Weltverband Fifa Südafrika wegen dessen Rassenpolitik. Im selben Jahr schloss das Internationale Olympische Komitee das Land von den Olympischen Spielen in Tokio aus. Dass sich Südafrika jahrelang kaum mit anderen Ländern sportlich messen durfte, war für die sportbegeisterte Bevölkerung, auch für die weiße, eine Demütigung.

Der nationale und internationale Druck stieg stetig, so dass die Apartheid-Regierung in den 70er Jahren gegensteuern musste. Nach und nach machte sie Zugeständnisse, ließ beispielsweise Schwarze zu bestimmten Uhrzeiten und unter Bedingungen Sporteinrichtungen von Weißen nutzen. 1975 gab sie feierlich bekannt, dass von nun an Mannschaften aller „Rassen“ in denselben Ligen spielen könnten. 1978 wechselten auch die weißen Fußballclubs in die schwarze National Professional Soccer League (NPSL), deren Spiele oft zehntausende Fans anlockten. Die Regierung versprach den nicht-weißen Vereinen und Verbänden bessere Felder, Stadien und Sponsorenverträge. Gleichzeitig lud sie ihre politischen Gegner immer wieder zu Verhandlungen ein. „Für eine kurze Zeit glaubten viele benachteiligte Sportler, dass ihr Freiheitskampf endlich Früchte trägt“, sagt Diar Soma. „Kritik und Widerstand ließen nach, die Taktik der Apartheid-Regierung schien aufzugehen.“

Doch der Südafrikanische Sportrat (South African Council on Sport, SACOS), der für einen nicht-rassistischen Sport kämpfte, erkannte die Gefahr. Während es den Athleten scheinbar besser ging, verschlimmerten sich die Lebensbedingungen in den Gettos immer mehr. „In einer freien, gerechten Gesellschaft verschafft Sport den Menschen Spaß, Erholung und Solidarität. In Südafrika war er dagegen ein Instrument der Unterdrückung und

Ausbeutung“, sagt Soma. „Sport war hier wie eine Droge, ein Mittel um die Aufmerksamkeit der Arbeiter von den unmenschlichen Lebensbedingungen abzuwenden.“ Unter dem Motto „no normal sport in an unnormal society“ („kein normaler Sport in einer unnormalen Gesellschaft“) brachte der SA-COS Südafrikas Sportler wieder in die Realität und auf eine Linie mit den anderen Freiheitskämpfern zurück.

Als der Kampf gewonnen war und 1994 eine moderne Demokratie das Apartheidsystem ablöste, war die Nation durch die jahrzehntelange Rassentrennung tief gespalten. Die Aufgabe, die vielen verschiedenen, teilweise verhassten ethnischen Gruppen zu einer Regenbogennation zu formen, war gigantisch. Eine Sache aber hatten alle Südafrikaner, egal welcher Herkunft, gemein: die Sportbegeisterung. Und so waren es zwei Sportereignisse, die zumindest zwischenzeitlich ein Einheitsgefühl entstehen ließen. 1995 gewann Südafrika im eigenen Land die Rugby-WM, und Nelson Mandela verfolgte das Finale im Stadion im Trikot der einst rein weißen und bei den Schwarzen verhassten Springboks. Dieses historische Bild der Versöhnung ging um die Welt und berührte auch viele Südafrikaner. Nur ein Jahr später holten Südafrikas Fußballer ebenfalls vor eigenem Publikum den Titel beim Afrika-Cup. Der Stolz der Südafrikaner auf ihr Heimatland wuchs mit jedem internationalen Erfolg ihrer Athleten.

Ein Allheilmittel ist der Sport allerdings nicht. „Wenn Südafrika gegen eine andere Nation antritt, bin ich immer für den Gegner. Auch bei der Fußball-Weltmeisterschaft in diesem Jahr.“ Dies sagt Magan Ramjee, der ansonsten in der Runde mit seinen langjährigen Fußball-Freunden eher stiller Zuhörer ist. „Ich werde nie vergessen können, was dieser Staat uns angetan hat.“

## 5. Ein historischer Sieg und ein besonderer Kuss

Südafrika war erst seit zwei Jahren eine Demokratie, als seine Fußball-Nationalmannschaft Afrika-Meister im eigenen Land wurde und die Regenbogennation für eine kurze, freudentrunkene Zeit vereinte. Der 40-jährige Linda Buthelezi war damals, im Jahr 1996, Stammspieler im zentralen Mittelfeld. Der Fußball ermöglichte dem stolzen Zulu aus Soweto eine internationale Karriere, ein bewegendes Treffen mit Nelson Mandela und einen ganz besonderen Kuss.

*War Ihnen 1996 bewusst, wie wichtig der Sieg beim Afrika-Cup für Ihre junge Nation war?*

Linda Buthelezi: Anfangs nicht, ich war an Politik nicht interessiert. Ich habe einfach nur Fußball gespielt, weil es mir Spaß machte.

*Aber das hat sich später geändert?*

Buthelezi: Ja, während des Turniers haben sich plötzlich die Politiker für uns interessiert. Zum Beispiel hat uns der Ex-Präsident Frederik de Klerk Nachrichten hinterlassen. Besonders beeindruckt hat mich aber Mangosuthu Buthelezi, der Vorsitzende der Zulu-Partei. Und natürlich Nelson Mandela.

*Wie hat sich Mandela an das Team gewandt?*

Buthelezi: Er hat unsere Spiele im Stadion verfolgt und uns Botschaften übermitteln lassen. Vor dem Endspiel hat er direkt zu uns gesprochen. Er sagte: ‚Ihr müsst heute 90 Minuten lang kämpfen. Ich musste 30 Jahre im Gefängnis kämpfen. Wenn ich das geschafft habe, schafft ihr das heute auch.‘ Mandela hat die Einstellung vieler Menschen verändert. Meine auch.

*Inwiefern?*

Buthelezi: Ich habe gemerkt, dass ich den Fußball einsetzen kann, um die Herrschaft der weißen Oberschicht zu bekämpfen. Außerdem habe ich aufgehört, Menschen nach ihrer Herkunft zu beurteilen. Vorher habe ich als Zulu viele Vorurteile zum Beispiel gegenüber Xhosa gehabt.

*Mandela sollte mit seiner Botschaft Recht behalten – Sie haben Tunesien im Endspiel 2:0 bezwungen. Was hat sich danach abgespielt?*

Buthelezi: Alle haben ausgiebig gefeiert, die Begeisterung ging quer durch alle ethnischen Gruppen. Für mich war es noch ein ganz besonderer Abend: Ich habe zum ersten Mal in meinem Leben eine weiße Frau geküsst.

*Durch den Fußball sind Sie auch viel herumgekommen. Sie haben nicht nur für die großen südafrikanischen Teams wie die Orlando Pirates oder die Kaizer Chiefs gespielt, sondern auch in der Türkei, den Niederlanden und Korea.*

Buthelezi: Ja, das waren tolle Erfahrungen. Und natürlich konnte ich im Ausland auch mehr Geld verdienen. Als ich 1989 für Jomo Cosmos in Südafrika gespielt habe, erhielt ich 400 Rand (rund 40 Euro, d. Red.) im Monat. In der Türkei kam ich auf 50.000 Rand pro Monat. Afrikanische Fußballer haben nicht viel Geld, das darf man nicht vergessen. Europäer sprechen oft von der großen Ehre, für die Nationalmannschaft zu spielen, und dass Nationalspieler alleine deshalb schon dankbar sein sollten. Bei afrikanischen Teams spielen Prämien dagegen eine viel größere Rolle, weil die Spieler auf das Geld angewiesen sind. Das ist oft der Grund, warum afrikanische Nationalmannschaften nicht das Beste aus ihrem Potenzial herausholen.



*Warum hat es 1996 in Ihrem Team so gut funktioniert?*

Buthelezi: Auch damals haben wir hart um die Prämien verhandelt. Aber mit Solomon „Stix“ Morewa, dem damaligen Präsidenten des Südafrikanischen Fußballverbands SAFA, hatten wir einen sehr fairen Gesprächspartner. Er hat uns Spielern Respekt entgegengebracht, und das wussten wir zu schätzen. Auch unser Trainer, Clive Barker, hatte echte Führungsqualitäten. Er hat es verstanden, aus den vielen Spielern verschiedener Herkunft eine Mannschaft zu formen.

*Beim aktuellen südafrikanischen Nationalteam läuft es derzeit ja nicht besonders rund.*

Buthelezi: Es gibt keine Mannschaft, die zusammenhält, und den jungen Spielern fehlt es an Führungspersönlichkeiten, die sie inspirieren könnten. Bei Bafana Bafana herrscht derzeit Chaos, genauso wie im ganzen Land. 1994 gab es in Südafrika noch kein großes Problem mit Kriminalität. Seitdem haben es Regierung und Polizei aber versäumt, die Situation unter Kontrolle zu behalten.

*Gibt die Vorfreude auf die Weltmeisterschaft im eigenen Land Hoffnung?*

Buthelezi: Den Menschen wurde so viel versprochen, aber bis jetzt hat die WM nur Sorgen ins Land gebracht. Es gibt laufend Ärger wie den Streit um zu niedrige Löhne auf den Stadion-Baustellen oder um die neuen Buslinien, die den Taxifahrern viele Kunden kosten werden. Die Fifa hat versprochen, alle Fanartikel in Südafrika zu produzieren und dadurch neue Arbeitsplätze zu schaffen. Stattdessen werden viele Produkte in billigen chinesischen Fabriken unter miserablen Arbeitsbedingungen hergestellt. Die Begeisterung für das Turnier ist noch sehr gering. Doch statt zum Beispiel ehemalige Nationalspieler als Werbefiguren für die WM einzusetzen, passiert nichts. Es ist eine Weltmeisterschaft für die Regierung, nicht für das Volk.

## **6. Staub, Wetten, Hähnchenfüße – Fußball in Kapstadts Townships**

Der Flughafen von Kapstadt ist ein Schmuckstück, frisch erweitert und herausgeputzt – extra für die Fußball-WM. Von dort aus fährt der Besucher 20 Minuten bis zum Green Point Stadium, der imposanten, top-modernen Fußballarena direkt am Meer. Neu gebaut – extra für die WM. Wer auf dem Weg dorthin jedoch aus dem Fenster schaut, sieht Fußballer, die auf den Mittelplanken der perfekten Straßen Liegestütze machen und auf den Grünflächen der Autobahnkreuze Spiele austragen. Sie leben in den Townships und haben keinen vernünftigen Platz zum Trainieren – trotz der WM.

Sifiso Jezile kennt sich aus mit dem Amateurfußball in Kapstadt, denn er spielt selber in einer Mannschaft. Und er kennt sich aus in den Townships, denn er ist dort aufgewachsen und lebt dort immer noch. Sifiso begleitete mich einen Samstag auf eine Reise durch Langa und Guguletu, denn ich wollte wissen, wo und wie die südafrikanischen Hobbyfußballer spielen.

Bei unserer ersten Station in Langa, dem ältesten und der Innenstadt am nächsten gelegenen Township, läuft gerade schon ein Spiel. Etwa 50 Menschen haben sich um das Spielfeld versammelt und verfolgen die Partie. Mehrere Gruppen Kinder, die offenbar zuvor schon gespielt haben, tummeln sich auf dem Gelände. Von all diesen Menschen trennen Sifiso und mich jedoch ein verschlossenes Tor und ein hoher Zaun. Sifiso spricht einen jungen Passanten an und unterhält sich auf Zulu mit ihm. Ich warte, schaue mich in Ruhe um. Natürlich bin ich der einzige Weiße in der Gegend. Damit ich mit meinen hellblonden Haaren nicht schon aus Hunderten Metern Entfernung auffalle, trage ich eine Kappe. Sifiso winkt mich zu sich. Gemeinsam mit dem fremden jungen Mann begeben wir uns auf den Weg um das Spielfeld herum.

Wir passieren eine dieser ärmlichen Siedlungen mit Wellblechhütten und ohne Kanalisation. Hunderte Menschen leben hier auf engstem Raum. Die Gassen zwischen den Hütten sind mit Müll übersät, hier und da picken Hühner herum.

Unser Begleiter, er heißt Steven, erzählt uns, dass er auch gleich Fußball spielen wird. Sein Team ist als nächstes an der Reihe, wenn das gerade laufende Spiel vorbei ist. Die offiziellen Amateurligen sind zwar noch in der Sommerpause, aber in der spielfreien Zeit verabreden sich die Teams zum „Gamblen“. „Jede Mannschaft legt vor dem Spiel etwa 200 Rand bereit, und der Sieger bekommt das Geld“, erklärt Sifiso. 200 Rand sind umgerechnet etwa 20 Euro. Manchmal gehe es aber auch um 50 Euro oder mehr.

Nach etwa 100 Metern Fußmarsch biegen wir links ab und gehen an einer hohen Mauer entlang, bis wir ein planlos in die Wand geschlagenes Loch erreichen. Das ist heute der Eingang.

Wir klettern durch das Loch und schlendern Richtung Seitenlinie. Südafrikaner lassen sich Zeit, kennen keine Hektik. Kommt jemand zu spät, nimmt ihm das niemand übel. Es kann ja immer etwas dazwischenkommen. Eine Erklärung oder gar Entschuldigung ist nicht nötig.

Am Spielfeld angekommen, beobachten wir das Geschehen. Beide Mannschaften haben einheitliche Trikots, Hosen und Stutzen, fast alle Spieler tragen Fußballschuhe mit Nocken, auch der Ball sieht brauchbar aus. Es gibt einen Schiedsrichter und sogar zwei Schiedsrichterassistenten, die aus den

anwesenden Personen ausgewählt worden sind. Beim Platz hört der Luxus jedoch auf. Der Belag ist kein Rasen, sondern eine Mischung aus Unkraut, Büschen und Staub. Die Spieler müssen dickem Grünzeug, Plastiktüten und massiven Steinen ausweichen, teilweise laufen sie bergauf, teilweise bergab. Die Schiedsrichterassistenten errahnen die Seiten- und Torauslinien anhand abgelaufener Pfade, auch der Mittelkreis und die Strafräume fehlen. Immerhin sind die Tore augenscheinlich solide und haben sogar Netze.

Trotz der absurden Platzverhältnisse ist das Spiel schnell und kurzweilig. Die Zuschauer sehen hart, aber fair geführte Zweikämpfe, rasante Dribblings und tödliche Pässe. Da beide Mannschaften keinen großen Wert auf eine stabile Abwehr legen, fallen auch viele Tore. „Hier gibt es so viele begabte Spieler“, sagt Sifiso, „aber den meisten fehlt die taktische Ausbildung.“

Als wir zum nächsten Spielfeld aufbrechen wollen, lotst mich Sifiso direkt Richtung Auto. Er hat keine Lust, wieder so weit zu laufen. Spielerisch erklettert er den mehr als zwei Meter hohen Maschendrahtzaun. Mir muss er wegen meines kaputten Knies Hilfestellung geben, und nach einigen missglückten, unbeholfenen Versuchen schaffe auch ich es auf die andere Seite. Warum das Tor nicht aufgeschlossen ist, weiß hier niemand.

Zurück im gemieteten, neuwertigen Golf 1 – VW hat diesen Fahrzeugtyp noch bis November 2009 in Südafrika produziert – kündigt Sifiso an, dass wir jetzt zu dem Platz fahren, auf dem er als Kind immer gespielt hat. Er legt eine Hip-Hop-CD ein, dreht die Lautstärke auf und kurbelt das Fenster herunter. „Die Leute sollen ja nicht sofort merken, dass du nicht von hier bist“, sagt er und grinst.

Einen Parkplatz müssen wir bei unserer nächsten Station nicht lange suchen. Wir fahren einfach auf das Sportgelände und parken auf der Wiese direkt neben einem der beiden Spielfelder. Auch hier ist viel Betrieb. Auf dem vorderen Spielfeld jagen zwei Jugendteams dem Ball hinterher, auf dem hinteren Feld spielen Erwachsene. Mindestens zwei Mannschaften warten noch zwischen den Zuschauern. Die Trainer oder Organisatoren der Teams verabreden sich meist untereinander für eine bestimmte Uhrzeit und ein bestimmtes Spielfeld. Ist das Feld dann besetzt, müssen sie warten, bis es frei wird. Manchmal kommt ein Team auch einfach auf Verdacht zum Platz und hofft, dass sich ein Gegner findet. Es passiert nicht selten, dass einige Mannschaften gar nicht zum Zuge kommen. Flutlichter gibt es nicht.

Die Platzbedingungen sind hier nur geringfügig besser als an unserer ersten Station. Es gibt mehr Sand als Rasen, aber zumindest ist der Platz eben und frei von Müll und großen Steinen. Allerdings sind die Tore verrostet und ziemlich klapprig. Ich schieße viele Fotos, genieße für einige Minuten die friedliche, gesellige und vertraute Atmosphäre eines belebten Fußballplatzes und gebe Sifiso dann ein Zeichen, dass wir weiterziehen können.

„Jetzt fahren wir zu einem wirklich miesen Spielfeld“, sagt Sifiso. „Ich hoffe nur, dass da heute überhaupt jemand spielt.“ Auf unserer Fahrt passieren wir hübsche Siedlungen mit niedlichen kleinen Häusern, große Wohnblöcke, die die Regierung als Sozialwohnungen hat bauen lassen, und ein frisch fertiggestelltes Einkaufszentrum. Auch diese Dinge gehören zu den Townships, genauso wie die elenden Wellblechhütten, die in den Medien derart oft gezeigt werden, dass Ortsfremde sie für den Standard halten. Als wir erneut eine dieser heruntergekommenen, dreckigen Siedlungen passieren und ich mein Entsetzen kaum verbergen kann, sagt Sifiso: „Achte mal auf die Gesichter. Die Menschen leben hier in großen Familien auf engstem Raum und unter ärmlichsten Bedingungen. Aber sie haben sich damit arrangiert und sind voller Lebensfreude.“ Tatsächlich haben viele der Bewohner ein Lächeln auf den Lippen, unterhalten sich angeregt mit den Nachbarn, rufen lachend Grüße über die Straße. Aber an den Kreuzungen sehe ich auch viele zwielichtige Gestalten, denen ich noch nicht einmal im Hellen gerne über den Weg laufen würde.

Unser Ziel liegt etwas abseits der Wohnsiedlungen in der Nähe einer Haupt-Verkehrsader. Inmitten von Büschen und Gestrüpp finden wir das angekündigte Spielfeld. Sifisos Befürchtungen waren unbegründet – auch hier ist viel los. Zwei Mannschaften spielen gegeneinander, andere Teams warten draußen auf ihren Einsatz, und viele Menschen sind einfach nur zum Zuschauen hier. Einige grillen sogar und verkaufen Snacks und Speisen. All dies passiert rund um ein Spielfeld, das in Deutschland nicht einmal als vernünftiger Bolzplatz durchgehen würde. Der Belag ist sandig und mit Stoppeln von kurz geschnittenem Getreide übersät. Die Spieler können nur raten, wohin der Ball springt. Zweikämpfe enden oft in einer dichten Staubwolke. Die Tore bestehen aus einfachen Holzlatten, die in den Winkeln zusammengenagelt sind. Die Torlatten sind offenbar früher schon einmal zerbrochen – jemand hat die frischen Latten-Enden einfach übereinander gelegt und mit einer Schnur zusammengebunden. An diesen dürren Holzgerippen hängt ein Netz, das mehr Bälle durchlässt als aufhält. Die ganze Konstruktion wirkt so, als müsse sie sich anstrengen, aufrecht stehen zu bleiben. Beim nächsten Luftzug wird sie wohl erleichtert zusammenbrechen. „Was passiert denn, wenn hier jemand vor den Pfosten schießt?“, frage ich. Sifiso zuckt mit den Schultern. Er knabbert an einem frittierten Hähnchenfuß, den er sich bei einer der Händlerinnen geholt hat. „Dann müssen sie das Tor eben wieder aufstellen.“

Wer die schiefen, staubigen und mit Stolperfallen übersäten Plätze der Kapstädter Townships sieht, versteht plötzlich, warum südafrikanische Fußballer technisch oft sehr gut sind. Als Kind auf Plätzen zu spielen, auf denen man sich immer wieder neuen Rahmenbedingungen anpassen muss, schult

die Koordination ungemein. Jedoch gehört zu einem kompletten Fußballer auch taktisches Verständnis und ein schnelles, kontrolliertes Passspiel. Für diese Fähigkeiten braucht es allerdings Voraussetzungen, die in Südafrika kaum gegeben sind: qualifizierte Trainer, angemessene Plätze und durchdachte Strukturen im Ligabetrieb und in der Talentförderung.

Nur wenige Spieler haben das Glück, in einem Verein wie dem Delfos Football Club zu landen. Der Verein aus Laudium, einem Vorort von Pretoria, trainiert in einem Stadion mit großer Tribüne, ordentlichem Rasenplatz und sogar Umkleidekabinen. Laudium war zu Zeiten der Apartheid ein Vorort für die Asiaten und ist heute recht wohlhabend. Thushan Padayachee, der Präsident des Delfos FC, begründet das so: „Viele Inder hatten schon zu Apartheid-Zeiten eigene Restaurants oder Geschäfte und konnten dadurch mehr Geld verdienen als normale Arbeiter.“ Zudem legten die Inder großen Wert auf die Ausbildung der eigenen Leute und bekamen von der Regierung auch ein besseres Schulsystem bewilligt als die schwarzen Südafrikaner. Nun profitiert auch der Delfos FC davon, dass viele seiner Mitglieder den Verein finanziell unterstützen können.

Als mich Thushan Padayachee durch das Stadion in Laudium führt, trainieren gerade vier Jugendmannschaften. Was direkt ins Auge fällt: Neun von zehn Kindern und Jugendlichen sind indischer Herkunft. Nur einige wenige schwarze oder farbige Kinder konnte ich entdecken – weiße Jungen oder Mädchen fehlten völlig. „Die räumliche Trennung ist eben nur formell aufgehoben“, sagt Padayachee. „Die Schulen sind heute teilweise gemischt, aber in den Wohnvierteln hat sich kaum etwas verändert.“ Viele Fußballer aus den benachbarten schwarzen Townships würden gerne für Delfos spielen, weil es dort gute Trainer, ein starkes Team und einen sicheren und hochwertigen Trainingsplatz gibt. Allerdings kann sich fast niemand die Kosten für die An- und Abreise leisten. „Oft fahren wir unsere Spieler aus den Townships nach dem Training nach Hause“, sagt Padayachee. „Wenn es dunkel ist, haben sie gar keine andere Möglichkeit heimzukommen.“

Die Heimstätte des Delfos FC in Laudium war, abgesehen von den Arenen der Profiligena, das beste Stadion und das beste Fußballfeld, das ich in Südafrika gesehen habe. Kurz nach meiner Rückkehr nach Deutschland kam heraus, dass die deutsche Nationalmannschaft, die während der WM 2010 in der Nähe von Pretoria ein Luxushotel bewohnen wird, das Laudium Stadium als Trainingsstätte nutzen will. Was gehobener südafrikanischer Standard allerdings in den Augen von deutschen Stark-Fußballern wert ist, zeigt die Reaktion von Bundestrainer Joachim Löw: Nach einer Platzbesichtigung in Laudium ordnete er an, den Rasen komplett neu zu verlegen und neue Tore einzubauen.

## 7. Fußballerinnen leben gefährlich

Auch in Deutschland gibt es dieses Vorurteil: Mädchen, die Fußball spielen, sind lesbisch. Hierzulande ist das für die Spielerinnen nervig – in Südafrika dagegen lebensgefährlich.

Eudy Simelane starb am 28. April 2008 im Alter von 31 Jahren. Mehrere Männer hatten die damalige Nationalspielerin vergewaltigt und erstochen. Ihr Motiv: Hass.

Eudy Simelane war im schwarzen Township KwaThema nahe Johannesburg eine der ersten Frauen, die offen mit ihrer Homosexualität umging. Sie kämpfte sogar aktiv für die Rechte homo- und bisexueller Menschen – und begab sich dadurch in große Gefahr. Denn unter südafrikanischen Männern ist die Annahme weit verbreitet, dass Lesben nur deshalb auf Frauen stünden, weil sie noch nie einen echten Kerl gehabt hätten. Eine Vergewaltigung könnte demnach helfen, die Frau zu „kurieren“. Dass Südafrikas Männer ohnehin nicht zimperlich sind, zeigt die schockierende Zahl von 200 Sexualverbrechen pro Tag. Zu dieser offiziellen Angabe der Polizei kommt die Dunkelziffer, die um ein vielfaches höher sein dürfte.

„Ich erinnere meine Mädels immer daran“, sagt Fußballtrainerin Desiree Ellis, „die Kappe nicht schief aufzusetzen und keine Schlabberhosen zu tragen. Sonst sehen sie ja aus wie Jungs. Die Haare sollten sie auch nicht zu kurz schneiden.“ Desiree Ellis ist eine Ikone des südafrikanischen Frauenfußballs. Als die Nationalmannschaft Banyana Banyana 1994 gegründet worden ist, war die damals 30-Jährige vom ersten Spiel an dabei. Neun Jahre lang spielte sie im Mittelfeld der Nationalmannschaft und trug lange Zeit die Kapitänsbinde. Heute ist die 47-Jährige Fifa-Botschafterin für die Fußball-Weltmeisterschaft und Trainerin der Cape Town Spurs. Mit ihren Verhaltens-Tipps will Ellis nicht nur ihre Spielerinnen schützen, sondern auch den Frauenfußball in Südafrika nach vorne bringen. „Einmal kam ein potenzieller Sponsor zu einem Spiel. Als er die Mannschaften sah, sagte er: ‚Das sind doch Jungs.‘ Eine Zusammenarbeit kam nicht zustande.“ Oft schickten auch Eltern ihre Töchter nicht zum Fußball, weil sie Angst hätten, die Mädchen könnten zu Mannsweibern werden.

Fußball ist in Südafrika ein Männersport, und in einer von Traditionen und alten Rollenbildern dominierten Gesellschaft ist an diesem Urteil kaum zu rütteln. Frauen sollen, wenn überhaupt, Netball spielen. Oder vielleicht noch Hockey. Netball ist eine Art Basketball ohne dribbeln und besonders bei Mädchen beliebt. Nach dem Ende der Schulzeit gibt es für sie allerdings nur wenige Möglichkeiten weiterzuspielen. Wer im Erwachsenenalter noch

Sport treibt, muss sich ohnehin oft rechtfertigen. Schließlich sollen sich die Frauen um Familie und Haushalt kümmern.

Gegen diese Stereotype kämpft Desiree Ellis an. „Das Image von Frauenfußball hat sich in den vergangenen Jahren verbessert, aber es ist immer noch viel zu tun.“ Ellis ist mit dem Straßenfußball groß geworden, hat als Mädchen einfach immer bei den Jungs mitgespielt. „Es gab natürlich abfällige Sprüche, aber einige Jungs haben sich auch sehr um mich gekümmert und mich in Schutz genommen.“

Fußball-Begeisterung ist unter den Frauen am Kap auf jeden Fall vorhanden. Der südafrikanische Fußballverband SAFA schätzt die Zahl der Spielerinnen auf 200.000. Doch viele Talente bleiben unentdeckt, weil die Rahmenbedingungen fehlen. „Oft hören begabte Spielerinnen auf, weil sie sich aufs Berufsleben konzentrieren müssen“, klagt Ellis. „Fußball bringt eben kein Essen auf den Tisch.“ Weil es keine Sponsoren gibt, fehlt es manchen Teams sogar an Schuhen, Trikots oder Bällen. Hinzu kommen die Transportkosten bei den Auswärtsspielen.

Ellis' Traum von einer professionellen Frauenfußball-Liga in Südafrika ist derzeit noch utopisch. Aber immerhin geht es mit kleinen Schritten vorwärts. Anfang 2009 ist die einheimische Bank Absa als Sponsor eingestiegen, wodurch mit der Absa Women's League eine zweite nationale Liga entstand.

Die Hoffnungen ruhen auch auf einem neuen Star: Noko Matlou. 2008 gewann die damals 19 Jahre alte Stürmerin die Wahl zu Afrikas Spielerin des Jahres – als erste Südafrikanerin überhaupt. Und diesen Titel hat sie sich redlich verdient. Zunächst gewann sie mit der U20-Auswahl den Titel beim Cosafa Cup und erzielte beim 3:0-Endspielsieg gegen Angola alle drei Treffer. Kurze Zeit später holte sie mit Banyana Banyana den Vizemeistertitel bei der Afrika-Meisterschaft und war mit sechs Treffern – wie auch schon bei der U20 – beste Torschützin des Turniers.

In Deutschland haben die Fußballvereine nach der begeisternden Weltmeisterschaft 2006 viele neue Mitglieder gewonnen. Einen großen Anteil daran hatten tausende Frauen und Mädchen, die plötzlich den Fußball für sich entdeckten. Einen ähnlichen Effekt erhoffen sich natürlich auch die Südafrikaner. Desiree Ellis weiß, wie befreiend Sport sein kann. „Neue Spielerinnen kommen oft mit viel Make-up und auf High Heels zum Training. Sie sind brav und zurückhaltend – so wie es die Gesellschaft verlangt. Aber auf dem Spielfeld blühen sie dann auf, rennen, lachen und toben sich richtig aus.“

Südafrikas Fußballerinnen müssen einen Mittelweg finden zwischen schmutzigem Trikot und hübschem Kleidchen, zwischen Grätsche und elegantem Gang. Wer zu burschikos auftritt, wird schnell in eine Schublade gesteckt. Weite Teile von Südafrikas Gesellschaft sind noch nicht bereit für das Thema Homosexualität. Es bräuchte mehr Menschen wie Eudy Simelane,

die manche Vorurteile aus der Welt schaffen könnten. Aber diese Menschen brauchen verdammt viel Mut.

## 8. Kicken statt killen – Ablenkung für die Gangster von Guguletu

Zwölf Jahre, sagt Masana, habe er im Gefängnis gesessen. Auf engstem Raum mit bis zu 90 anderen Insassen. Viele Jahre lang war Masana zuvor der Boss der Nstara Gang gewesen, einer großen, gewalttätigen Organisation im Kapstädter Township Guguletu. Bis ihn die Polizei schnappte. Wofür er die zwölf Jahre saß? Masana zögert. Es habe eben viel Ärger gegeben, viele Überfälle, viele Gang-Kriege. Und es seien auch viele Menschen umgekommen.

Was Masana Makonjwa früher einmal gewesen ist, merkt man ihm heute mit seinen 43 Jahren kaum noch an. In Jeans, Polohemd und Joggingsschuhen sitzt er entspannt im Schatten eines Baumes, erzählt seine Geschichte und blickt ab und zu zum Spielfeld hinüber. Dort läuft sein Projekt. Jugendliche und junge Männer aus der Nachbarschaft spielen auf dem Asphalt Fußball. Vier gegen vier auf kleine Tore, mit Schiedsrichter. Jede Mannschaft hat ein paar Freunde mitgebracht, die um das Spielfeld herum sitzen. Gute Aktionen ernten Applaus, Tore lösen Jubel aus, zwischendurch schrillt die Pfeife des Schiedsrichters. Alles klingt und sieht aus wie bei jedem anderen Straßenfußballturnier. Die Sonne scheint, die Gegend ist gepflegt, und um das neu angelegte Spielfeld herum stehen bunte Rutschen, Klettergerüste und Basketballkörbe.

Masana würde gerne mitspielen, lässt es aber besser. „Es ist schon wichtig, dass ich hier draußen sitze und aufpasse. Ansonsten würden hier vielleicht Leute ausgeraubt.“

Die jungen Fußballer, die in ihren Trikots und Turnschuhen so harmlos wirken, sind in der restlichen Zeit des Tages Gangster. Sie gehören alle verschiedenen Gangs an, die jeweils ihre Nachbarschaft regieren. Beim Fußballturnier benehmen sich die Jugendlichen, spielen fair, halten sich an Regeln. Doch schon am selben Abend kann es sein, dass einer den anderen im Streit um ein Mädchen erschießt.

Die Gang-Strukturen sind der Hauptgrund dafür, dass Südafrika eine so verheerende Kriminalitätsstatistik hat. Die Polizei zählte 2008 im Schnitt 50 Morde und 200 Sexualverbrechen pro Tag. Das ist etwa das Zehnfache der Zahlen aus dem bevölkerungsstärkeren Deutschland. Die allermeisten dieser Straftaten passieren in den Townships, den Gettos, in denen die weiße Apartheid-Regierung einst die Schwarzen eingepfercht hat. Weil das Wohnen dort günstig oder sogar kostenlos ist und viele der Bewohner ohne Ausbildung kaum Chancen auf eine lukrative Arbeit haben, hat sich



die Wohnsituation auch 16 Jahre nach dem offiziellen Ende der Apartheid kaum verändert.

Alle Spieler und Zuschauer des Turniers in Guguletu sind schwarz. Viele hausen in einer der tausenden Wellblechhütten, nur wenige haben einen Job, kaum jemand hat Hoffnung auf einen sozialen Aufstieg. Was bleibt, ist der Alltag in der Nachbarschaft. Und der ist in den Townships besonders für junge Menschen rau.

„Einer Gang beizutreten“, erzählt Masana, „ist für viele zunächst hilfreich, denn die Gang bietet Schutz, Heldentum und Zusammengehörigkeitsgefühl. Es ist aber auch der erste Schritt in die Kriminalität.“ Die Gang-Mitglieder stehlen Handys, rauben Passanten aus und brechen in Häuser ein. Die Beute wird meist zu Geld, und das Geld zu Rauschmitteln gemacht. Eine Gang verteidigt die Kneipen, Frauen und Drogen in ihrem Revier. Wenn ein Mitglied einer anderen Gang zur falschen Zeit am falschen Ort ein Bier trinkt, schwebt er in Lebensgefahr. „Heute ist alles noch gefährlicher als früher“, sagt Masana, „weil es viel einfacher geworden ist, eine Pistole zu besorgen.“ Ein Aussteiger hat es in den Townships sehr schwer. Für die anderen Gangs bleibt er der Feind und damit ein Angriffsziel – allerdings hat er den Schutz der alten Verbündeten verloren.

„Gangs sind etwas für Feiglinge.“ Solche Erkenntnisse sind Masana in seiner Zeit im Gefängnis gekommen. „Ich habe gemerkt, dass ich mein Leben verschwendet habe. Ich habe von meiner Zeit als Gangster nichts gehabt.“ Heute hat Masana, so sagt er, mit Drogen und Kriminalität nichts mehr zu tun. Stattdessen will er ein Vorbild sein. „An mir können die Jungs sehen, wo das Gangstertum hin führen kann – nämlich ins Gefängnis. Sie sehen an mir aber auch, dass man sein Leben ändern kann.“ Jeder Gangster in Guguletu kennt Masana Makonjwa oder hat zumindest von seiner Geschichte gehört. „Die Jungs hören auf mich. Und das mache ich mir heute zunutze.“

Gemeinsam mit anderen Township-Bewohnern wie Archie Makoia Sapazi, der ebenfalls Gangster war, im Gefängnis saß und heute Hip-Hop-Künstler ist, organisiert Masana die Fußballturniere. Bis zu 32 Teams aus der Umgebung treten an den Wochenenden gegeneinander an, der Sieger erhält einen Pokal. Für viele sind die Spiele ein Höhepunkt im tristen Alltag. Beim Kicken können die Jugendlichen Erfolgserlebnisse feiern, Aggressionen abbauen und Rivalitäten gewaltfrei austragen. „Fußball bringt die Jungs auf andere Gedanken“, sagt Masana. Für die Mädchen aus der Umgebung soll es bald Netball-Turniere geben. Netball, eine Art Basketball ohne dribbeln, ist in Südafrika besonders in den Schulen sehr beliebt.

Dass einmal kicken pro Woche aus Gangstern friedliche Menschen macht, glaubt auch Masana nicht. Aber das Projekt mit dem Namen Kwanele Youth Development ist noch jung und entwicklungsfähig – erst seit September 2009

gibt es die Fußballturniere. Doch selbst wenn es bei den einwöchigen Turnieren bleibt: „Dass die Jungs hier für ein paar Stunden Fußball spielen, rettet vielleicht jemandem sein Handy“, sagt Masana. „Das ist doch schon was.“

## 9. Aus dem Leben eines Straßenkindes

Alles, was Remember besitzt, trägt er an seinem Leib. Turnschuhe, eine Trainingshose, ein Leoparden-Shirt und Unterwäsche. Das war's. Remember's Zuhause sind die Straßen von Kapstadt. Er muss mit seiner Mutter und seiner ein Jahr alten Schwester unter freiem Himmel schlafen. Sein 17-jähriger Bruder sitzt gerade im Gefängnis. Die Polizei hatte ihn erwischt, wie er ein Auto aufbrach. Remember ist 14 Jahre alt, und er will auf keinen Fall ins Gefängnis. Er will auch nicht mehr auf der Straße leben, will wieder zur Schule gehen. Mittlerweile schöpft er wieder Hoffnung, auch dank seiner großen Leidenschaft: dem Fußballspielen.

„Mein Lieblingsverein sind die Kaizer Chiefs!“, platzt es aus ihm heraus. Remember lächelt nicht oft, aber wenn er über Fußball redet, hellt sich sein Gesicht auf. „Ich spiele am liebsten im Mittelfeld. Oder im Sturm.“ Stundenlang übt Remember, den Ball zu jonglieren. Jeden Tag, immer wieder. Denn andere Hobbys hat er nicht.

„Mein Tag läuft eigentlich immer gleich ab. Morgens gehe ich zu One Love. Das ist eine Organisation, die Straßenkindern hilft. Dort kann ich ein bisschen frühstücken und DVD gucken. Mittags gehe ich dann zu MyLife und spiele Fußball.“ In dem Haus von MyLife, einer anderen Hilfsorganisation für gefährdete Jugendliche, kann Remember auch duschen und ab und zu mal nach frischen Klamotten fragen. Eigene Sachen zum Wechseln hat er nicht, denn auf der Straße wird alles geklaut.

„Auch unsere Decken sind vor kurzem mal wieder gestohlen worden“, sagt Remember. Im Moment legen sich er, seine Mutter und seine kleine Schwester nachts zum Schlafen einfach auf den Rasen im nahe gelegenen Park. „Da schlafen viele Obdachlose. Deshalb ist es da auch gefährlich. Mir ist aber noch nie etwas passiert. Die meisten nehmen Rücksicht auf uns, weil meine Mama ja ein kleines Baby hat.“

Wenn es regnet, schläft die kleine Familie meist in einem überdachten Hauseingang in der Nähe. Und im Winter, wenn es auch in Kapstadt eisig kalt wird, liegen die drei oft an der Außenwand eines Bankgebäudes. „Da gibt es ein Gitter, aus dem warme Heizungsluft kommt“, sagt Remember. „Meistens vertreibt die Polizei die Obdachlosen, die dort schlafen. Aber wir dürfen eigentlich immer bleiben, weil die Polizisten Mitleid mit uns haben.“

Ansonsten kann Remember auf der Straße aber keine Rücksicht erwarten. Viele Freunde hat er nicht. „Von den Jungs in meinem Alter halte ich mich fern. Die klauen alle, trinken Alkohol oder nehmen Drogen. Und so will ich nicht werden.“ Im Gegenteil, Remember hat einen besonderen Berufswunsch: „Ich will Polizist werden. Ich will die Menschen davor beschützen, ausgeraubt oder geschlagen zu werden.“

Adam wundert sich sehr über dieses Ziel. Adam ist 25 Jahre alt und hat selber vier Jahre lang auf der Straße gelebt. „Viele Polizisten behandeln die Obdachlosen wie den letzten Dreck“, findet er. „Sie verjagen die Leute einfach immer wieder, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass sie nirgendwo hingehen können.“ Aber Adam ist auch sehr stolz auf seinen Freund Remember. „Er kann froh sein, dass er noch keine Drogen nimmt. Die meisten Straßenkinder in seinem Alter sind schon abhängig.“

Als Adam 21 Jahre alt war, hat ihn die Polizei mit Heroin erwischt. „Drei Monate lang habe ich im Gefängnis gesessen. Wir mussten uns zu acht Männern eine Zelle teilen. Danach sagte ich mir, dass ich etwas Besseres aus meinem Leben machen muss.“ Weil Adam ein großer Sportfan ist, ging er regelmäßig zu einem Turnier für Obdachlose. Veranstalter war die Hilfsorganisation MyLife, und schnell lernte Adam die Organisatoren kennen.

Heute, vier Jahre später, leitet er selber die Straßenfußball-Turniere von MyLife. Einmal pro Woche lädt die Organisation Kapstadts Obdachlose zum Kicken ein und stellt dabei den Platz, die Tore und die Bälle zur Verfügung. Die Südafrikaner sind sehr fußballbegeistert, aber wer auf der Straße lebt, hat kaum eine Gelegenheit zum Spielen. „Deshalb spricht sich das Angebot von MyLife schnell herum“, sagt Adam. Immer wieder kommen neue Spieler vorbei. Und das ist genau das, was MyLife will.

„Beim Fußballspielen ist man nicht so schüchtern“, sagt Adam. „Die Jugendlichen erzählen mir auf dem Fußballplatz eher von ihrer Lebensgeschichte, von ihren Problemen und Zielen.“ Viele Straßenkinder wollen allerdings gar keine Hilfe. „Das Leben auf der Straße ist ja auch erst einmal aufregend. Niemand erzählt dir, was du zu tun und zu lassen hast. Es gibt Gleichaltrige, mit denen du dich verbünden kannst. Du kannst Blödsinn machen ohne Ende“, erklärt Adam. Über die Zukunft machen sich viele Kinder keine Gedanken.

Wer aber ernsthaft von der Straße weg will, dem versucht MyLife zu helfen. Wie die Schritte zurück in ein normales Leben dann aussehen, ist ganz unterschiedlich. Mal vermittelt das Projekt Kinder in Heime oder Gastfamilien, mal besorgt es einen Schulplatz und manchmal sogar eine Ausbildungsstelle. „Wir finden heraus, wo die Talente der Jugendlichen liegen, und versuchen diese dann zu fördern“, sagt Adam. So ist ein ehemaliger Straßenjunge mit Hilfe von MyLife schon Koch geworden, ein anderer ist

Automechaniker und ein ehemaliges Straßenmädchen ist eine recht bekannte Sängerin. Nach eigenen Angaben hat das Projekt schon mehr als 100 ehemaligen Obdachlosen zurück in ein normales Leben geholfen.

Adam selber will weiter als Fußballtrainer arbeiten. MyLife setzt bewusst Menschen als Kontaktpersonen ein, die wie Adam selber auf der Straße gelebt haben. Sie verstehen die Ängste, Sorgen und Bedürfnisse der obdachlosen Kids am besten. Adam lebt in einem der wenigen Zimmer im MyLife-Haus und lässt sich auch von anderen Hilfsorganisationen als Trainer fortbilden. „Es macht mir viel Spaß, mit Kindern zu arbeiten und gleichzeitig etwas Sinnvolles zu tun.“

Wer Adam heute sieht, kann sich kaum vorstellen, dass dieser nette, höfliche junge Mann vier Jahre lang obdachlos war. „Es war eine harte Zeit“, verrät er. „Nachts musste ich immer ein Auge offen halten, weil ich mich vor Räufern und betrunkenen Schlägern in Acht nehmen musste.“ Er begann, selber Drogen zu nehmen. „Ich dachte nicht darüber nach, was ich tat. Denn es gab keine Hoffnung auf eine bessere Zukunft.“ Ein bisschen Geld verdiente er, indem er bettelte, auf parkende Autos aufpasste oder kleine Hilfsarbeiten für Straßenhändler übernahm. Wenn er allerdings ein paar Münzen beisammen hatte, musste er diese gut verstecken. „Ich habe mir eine kleine Innentasche in meine Hose genäht, wo kein Räuber das Geld finden konnte.“

Die meisten Obdachlosen werden kriminell, um sich Essen, Alkohol oder Drogen kaufen zu können. Viele brechen in Autos ein oder beklauen Passanten. Manche steigen aber auch in Häuser ein, rauben Menschen aus und werden dabei wenn nötig auch gewalttätig. „Ich habe so etwas nie gemacht“, sagt Adam mit seiner ruhigen, sanften Stimme. Man glaubt es ihm gerne.

Dass Adam überhaupt auf der Straße gelandet ist, hatte viel mit dem Tod seiner Eltern zu tun. „Danach sollten meine Großeltern auf mich und meine Geschwister aufpassen. Aber ich habe mich immer nur mit ihnen gestritten, sie waren einfach schon zu alt.“ Also haute er mit 17 Jahren von zu Hause ab.

Remember dagegen wurde schon als Straßenkind geboren. Seine Mutter brachte ihn vor 14 Jahren auf einer öffentlichen Toilette zur Welt. Er wuchs in den Straßen auf und hatte nur vom siebten bis zum zwölften Lebensjahr eine feste Bleibe. „Damals hat meine Mutter einen Job außerhalb von Kapstadt gefunden. Sie hat sich um die Kinder anderer Leute gekümmert“, erzählt Remember. In diesen Jahren ging er auch zur Schule, doch 2008 kehrte die Mutter nach Kapstadt zurück. Jemand hatte ihr einen Job und eine Wohnung versprochen. Als dies jedoch platzte, musste die Familie wieder auf die Straße zurückkehren.

Seit diesem Tag ist Remember auch nicht mehr zur Schule gegangen. Doch er hat jetzt neue Hoffnung. Weil er so gerne Fußball spielt, lernte er

Adam und die anderen Mitarbeiter von MyLife kennen. Die Organisation will ihm einen Platz in einem Wohnheim und in einer Schule vermitteln. „Remember ist ein sehr tapferer Soldat“, sagt Linzi Thomas, die MyLife im Jahr 2002 gegründet hat und mit Herz und Seele für die Straßenkinder da ist. „Wir werden etwas für ihn finden.“

Vielleicht kann sich Remember seinen Traum, Polizist zu werden, doch noch erfüllen. Oder er eifert seinem Freund Adam nach, arbeitet für ein Projekt wie MyLife und wird ein Vorbild für andere obdachlose Kinder. Aber erst einmal hat er andere Sorgen. „Ich will Geld verdienen, dann kann ich meiner Mutter helfen. Meine Schwester soll es einmal einfacher haben als ich.“

## 10. Kicken gegen die Seuche

Francis geht auf den Fußballplatz, um Leben zu retten. Er lässt südafrikanische Schulkinder laufen, spielen, kicken. Er will sie nicht zu besseren Fußballern machen, sondern zu besseren Menschen. Francis ist einer der Trainer des ambitionierten Projekts Whizzkids United, das den Fußball nutzt, um Kindern wichtige Lebensregeln zu vermitteln. Vor allem geht es um ein Thema, das die Zukunft einer ganzen Generation bedroht – Aids.

„Viele meiner Freunde und Verwandten würden heute noch leben, wenn sie früher gewusst hätten, was wir jetzt den Kindern vermitteln.“ Mit seinen 26 Jahren hat Francis schon oft mit ansehen müssen, wie das HI-Virus Leben zerstört. Oft traf es Menschen, die ihm sehr nahe gestanden haben. „Jeder hier in meinem Alter kennt mindestens ein Aids-Opfer in seinem näheren Umfeld.“

Francis lebt in Kwazulu Natal, Südafrikas HIV-Hochburg. Knapp elf Prozent aller Südafrikaner sind Untersuchungen aus dem Jahr 2008 zufolge infiziert, in Kwazulu Natal sind es fast 16 Prozent. Landesweit weisen Frauen zwischen 25 und 29 Jahren mit fast 33 Prozent die höchste Infektionsrate auf. Bei den Männern sind die 30- bis 34-Jährigen mit knapp 26 Prozent am schlimmsten betroffen. Schon seit mehreren Jahren werden schwangere Frauen, die sich in Krankenhäusern behandeln lassen, auf das Virus untersucht. Den Ergebnissen zufolge sind 29 Prozent aller werdenden Mütter in Südafrika HIV-positiv, in Kwazulu Natal sind es sogar fast 39 Prozent. Bei entsprechender Behandlung geben zwar nur etwa vier Prozent der Mütter das Virus an ihre Kinder weiter. Aber um die Erziehung werden sie sich nicht lange kümmern können. Hochrechnungen zufolge wird sich Südafrika im Jahr 2015 um fünf Millionen Aidsweisen kümmern müssen.

Dass sich das HI-Virus in Südafrika derart verbreiten konnte, hat viele Gründe. Einer davon ist der Mangel an kompetenter Führung. Nelson Mandela hat Mitte der 90er Jahre die Gefahr nicht erkannt. Sein Nachfolger im

Präsidentenamt, Tabo Mbeki, ignorierte die explodierenden Fallzahlen. Der amtierende Staatschef, Jacob Zuma, unternimmt zwar erste Schritte in die richtige Richtung, ist jedoch auch für seine Polygamie bekannt. Mit seinen fünf Ehefrauen und Verlobten hat er 19 Kinder gezeugt. Erst kürzlich ist die Zahl seiner Sprösslinge auf 20 gestiegen – Zuma hatte die Tochter eines guten Freundes geschwängert. Der erste Mann im Staat kann also schlecht darauf hinweisen, dass seine Landsleute außerehelich niemals ungeschützten Geschlechtsverkehr haben sollten.

Auch die geistliche Führung versagt beim Thema Aids. Der Papst hat den Afrikanern unlängst ins Gewissen geredet, dass Kondome keine Lösung seien. Stattdessen könne nur ein „spirituelles und menschliches Erwachen“ helfen, womit er wohl Enthaltensamkeit meinte. Wenig hilfreich sind auch einige schwarze Schafe unter den immer noch sehr einflussreichen traditionellen Heilern. Sie behaupten, Aids mit Wundermitteln heilen zu können.

Aidsaufklärung lag in Südafrika in den vergangenen Jahren vor allem in den Händen von internationalen Hilfsorganisationen, die unter anderem Kondome kostenlos bereitgestellt haben. Die Katastrophe ist jedoch noch lange nicht gestoppt, auch weil die sozialen und kulturellen Umstände in Südafrika idealen Nährboden für das Virus bieten. Die Polygamie ist in vielen Stämmen, unter anderem den Zulu, zu denen auch Jacob Zuma gehört, tief verwurzelt. Weitere beschleunigende Faktoren sind frühe erste sexuelle Kontakte, erschreckend viele Vergewaltigungen und das Treiben von einigen älteren, reichen Männern, die mit materiellen Versprechungen junge Mädchen verführen.

Genau bei diesen Faktoren setzt das Projekt Whizzkids United an. Einheimische Trainer gehen in Schulklassen und führen mit den 11- bis 16-jährigen Kindern in acht Einzelstunden ein spezielles Programm durch. Es enthält Übungsformen, die der Projektgründer Marcus McGilvray, ein auf HIV spezialisierter britischer Krankenpfleger, gemeinsam mit einem Fußballtrainer und Sportwissenschaftler entwickelt hat. Jede Übung vermittelt eine Botschaft. „Wir lassen die Kinder zum Beispiel ohne Tore spielen“, erklärt Stefan Kunze. Er stammt aus Radebeul bei Dresden und arbeitet freiwillig als Programmkoordinator bei Whizzkids United. „Beim Spiel ohne Tore verlieren die Kinder schnell die Lust. Es fehlt das Ziel, der Sinn. Das lässt sich leicht auf das Leben übertragen. Wer sich keine Ziele setzt, hat auch keinen Spaß am Leben.“

Mit eigenen Studien versucht Whizzkids United, den Erfolg des Programms zu messen. Die Kinder füllen vor und nach den Einheiten Fragebögen aus. Den Auswertungen zufolge verbessert sich ihre Einstellung bei 20 von 40 Fragen signifikant, bei keiner Frage gibt es Verschlechterungen. Die

Ausgangslage ist dabei teilweise schockierend. Jeder zweite Junge findet demnach vor dem Programm, dass es in Ordnung sei, eine Frau zu schlagen. Jeder Dritte behauptet gar, dass eine Frau selbst Schuld sei, wenn sie vergewaltigt werde. Südafrikas Polizei zählt im Schnitt 200 Sexualverbrechen pro Tag – die Dunkelziffer dürfte um ein Vielfaches höher liegen.

Die wissenschaftliche Auswertung des Projekts steckt allerdings noch in den Kinderschuhen. Es gibt weder Vergleiche mit anderen Projekten, die ohne Fußballübungen arbeiten, noch Langzeitstudien, die die Einstellung der Teilnehmer einige Wochen oder Monate nach dem Projekt überprüfen. Es ist jedoch erwiesen, dass sich erlebte Erfahrungen nachhaltiger ins Gedächtnis einbrennen als per Frontalunterricht vermittelte Fakten.

Erst kürzlich hat sich Whizzkids United deutlich vergrößert und schleust nun 10.000 Kinder pro Jahr durch sein Programm. Das Büro befindet sich in Durban, der Millionen-Urlaubsmetropole in Kwazulu Natal. Mit Hilfe von Partnerprogrammen erreicht Whizzkids United aber auch Schulen im gut 1.000 Kilometer entfernten Western Cape. Die finanziellen Mittel stammen allesamt aus Spendengeldern. Langfristiges Ziel sei es, sagt Stefan Kunze, das Projekt komplett in südafrikanische Hände zu übergeben. Derzeit erledigen noch Freiwillige aus Europa sowie Projektgründer Marcus McGilvray die organisatorische Arbeit. Immerhin gibt es eine einheimische Bürokräft, und fünf weitere Südafrikaner haben als Trainer einen Vollzeitjob gefunden.

Einer von ihnen ist Francis, eine andere Lydia (Name geändert). Die 26-Jährige sieht ihren Job, genauso wie Francis, als sinnvolle Aufgabe. Kennengelernt hat sie Whizzkids United durch ihre Schwester, die früher einmal als Trainerin für das Projekt gearbeitet hat. Sie musste allerdings aufhören, derzeit geht es ihr nicht gut. Sie hat sich mit dem HI-Virus angesteckt.

## **11. Die WM – Fluch oder Segen?**

Die Südafrikaner erwarten viel von der Fußball-Weltmeisterschaft 2010. Oft zu viel, manchmal Utopisches. Alle hoffen auf neue Arbeitsplätze, wirtschaftlichen Aufschwung und mehr Tourismus. Aber vor allem hofft jeder, ganz persönlich von der WM zu profitieren. Umso größer war die Enttäuschung, als die Fifa ihre Knebelverträge vorstellte, als Aufträge ins Ausland gingen und die erwarteten Besucherzahlen immer weiter nach unten korrigiert wurden. Und dennoch bleibt das Turnier eine Riesenchance für Südafrika.

Große Teile der Fußballwelt und der internationalen Presse waren von Beginn an äußerst skeptisch, ob Südafrika eine Fußball-WM, das zweitgrößte

Sportevent nach den olympischen Sommerspielen, stemmen kann. Einige Sorgen haben sich erledigt, andere bestehen weiterhin. Aber Südafrika setzt alles daran, der Welt zu beweisen, was es drauf hat.

Die Stadien: Fünf bestehende Arenen mussten nur noch auf WM-Format renoviert oder erweitert werden und fünf Stadien wurden neu gebaut. Weil einige Arbeiter wiederholt für höhere Löhne streikten, kamen Bedenken auf, dass die Stadien rechtzeitig fertig werden. Doch schon mehrere Monate vor Turnierbeginn wurde auch die letzte Spielstätte eingeweiht. Jetzt kann Südafrika mit hochmodernen, wunderschönen Arenen wie Soccer City in Johannesburg, dem Moses Mabhida Stadium in Durban oder dem Green Point Stadium in Kapstadt protzen. Doch es gibt auch Kritik an den Standorten: In Durban befinden sich nun zwei große Arenen in unmittelbarer Nähe, und das Green Point Stadium in Kapstadt wurde aus Marketing-Gründen an der Küste errichtet – fernab der Townships und dadurch schwer erreichbar für die allermeisten Fußballfans. Zudem weiß niemand so recht, wofür die riesigen Stadien nach der WM genutzt werden könnten.

Die Infrastruktur: Das Straßennetz war in Südafrika ohnehin schon gut und ist für die Weltmeisterschaft noch ausgebaut worden. Hiervon werden die Menschen und die Wirtschaft auch langfristig profitieren. Großen Nachholbedarf gibt es allerdings bei den öffentlichen Verkehrsmitteln. Auf der Schiene können sich Touristen meist nur in teuren Luxuszügen fortbewegen. Die normalen Züge sind sehr langsam und oft Schauplatz von Diebstählen und Raubüberfällen. Die Südafrikaner nutzen vor allem die Minibusse, die hupend bestimmte Routen abfahren und Fahrgäste jederzeit aus- und einsteigen lassen. Allerdings sind die oft überfüllten Kleinbusse immer wieder in Unfälle verwickelt, und für europäische Fußballtouristen ist das System sehr gewöhnungsbedürftig. Weil auch die Kapazitäten längst nicht ausreichen würden, hat die Regierung in einigen Städten neue Buslinien eingerichtet. Was die südafrikanischen Pendler freut, bringt die Minibus-Unternehmen, die teilweise mafiöse Strukturen haben, zur Weißglut. Eine neue Schnellbuslinie in Johannesburg ist nach ihrer Einführung mehrfach beschossen worden.

Die Kosten: Wie bei großen Bauprojekten durchaus üblich, haben sich die Kosten für die Errichtung der Stadien teilweise deutlich erhöht. So waren für die Erweiterung von Soccer City in Johannesburg ursprünglich 229 Millionen Euro einkalkuliert. Diese Zahl wurde später auf 302 Millionen Euro korrigiert – das ist ein Drittel mehr als geplant. Diese zusätzlichen Kosten treffen Südafrika besonders hart, weil die Weltwirtschaftskrise auch am Kap schmerzhaft Auswirkungen hat. Eine Bürde sind auch die enormen Investitionen in die Infrastruktur Südafrikas. „Dieses ganze Geld hätte man besser nutzen können“, findet Pieter Boshoff vom Projekt MyLife, das Straßenkin-



der in Kapstadt unterstützt. „Es ist nur schwer zu vermitteln, dass Millionen für Prestige-Projekte ausgegeben werden, wenn zur selben Zeit viele Menschen noch nicht einmal das Nötigste zum Leben haben. Sogar die öffentlichen Mittel für soziale Projekte sind gekürzt worden – einige Hilfsorganisationen müssen ihre Programme deshalb aufgeben.“

Vertreibung: Die südafrikanische Regierung will rechtzeitig zur WM einige Slums, die von den Zufahrtsstraßen aus gut zu sehen sind, beseitigen. Dafür sollen die Bewohner der Wellblechhütten in andere Gegenden oder in Zwischenlager umgesiedelt werden – auch gegen deren Willen. Es haben sich bereits Protestgruppen gebildet, die gegen diese Machenschaften ankämpfen. „Wir wollen uns bei der WM als Erste-Welt-Land präsentieren“, glaubt Pieter Boshoff. „Südafrika ist aber bei weitem nicht Erste Welt. Wir sollten uns so darstellen, wie wir wirklich sind. Mit allen Problemen und Ungleichheiten.“

Fußball-Touristen: Ursprünglich hatte das Organisationskomitee mit 450.000 internationalen Besuchern zur WM gerechnet. Mittlerweile gehen die Experten nur noch von 250.000 Gästen aus. Gründe sind sicher die Weltwirtschaftskrise, die das Urlaubsbudget vieler Fans verringert hat, und die ohnehin schon hohen Kosten für eine Reise nach Südafrika. Viele Herbergen, Fluglinien und Auto-Vermieter haben ihre Preise für die Zeit während der WM vervielfacht. Ein Fan aus Europa müsste für einen Aufenthalt mehrere tausend Euro einplanen. Hinzu kommen enorme Sicherheitsbedenken, die aufgrund der hohen Kriminalitätsrate auch angebracht sind, aber durch einseitige Berichterstattung der internationalen Medien noch künstlich verstärkt werden.

Ticketverkauf: Um den größten Fußballfans Südafrikas, dem schwarzen Arbeitervolk, einen Stadionbesuch während der WM zu ermöglichen, hat die Fifa eine vierte Preiskategorie eingeführt, die nur für Südafrikaner gilt. Die günstigste Eintrittskarte kostet nun umgerechnet etwa 14 Euro. Weil dies für einen Arbeiter allerdings immer noch viel Geld ist und vor allem weil der Weg zur Karte nur über das Internet oder über mehrseitige Formulare führte, erreichte die Fifa die eigentlichen Adressaten nicht. Nachdem der nationale sowie der internationale Ticketverkauf hinter den Erwartungen zurückgeblieben waren, führten die Organisatoren im April letztlich doch einen Verkauf am Schalter gegen Bargeld ein – so wie es die Afrikaner gewohnt sind. Dies führte zu einem wahren Ansturm auf die Schalter, es bildeten sich lange Warteschlangen. Allerdings lief auch hier nicht alles reibungslos: An mehreren Stellen standen die Fans stundenlang umsonst an, weil das Computersystem ausgefallen war.

Fifa-Regeln: Wenn in Südafrika ein großes Fußballspiel ansteht, wimmelt es rund um das Stadion von Straßenverkäufern, die gegrillte Hähnchen, Ge-

tränke oder Fanartikel anbieten. Diese Händler hatten natürlich auch große Hoffnungen auf die WM gesetzt – aber die Fifa machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. Bei WM-Spielen dürfen innerhalb einer Bannmeile um das Stadion nur Fifa-Lizenzierte Stände Snacks und Getränke anbieten. Auch Souvenir-Verkäufer haben es schwer, weil die Fifa ihre Exklusiv-Namensrechte vehement verteidigt. Selbst wer nur mit der Zahl 2010 in Verbindung mit einem Fußball und der Flagge Südafrikas wirbt, muss mit einer Klage durch die Fifa rechnen.

Fanartikel-Skandal: Die Fifa hatte den Südafrikanern neue Jobs im Zuge der WM-Vorbereitungen versprochen. Ein wichtiger Baustein sollte dabei die Herstellung der Fanartikel sein. Deshalb war die Empörung groß, als eine Zeitung aufdeckte, dass das offizielle WM-Maskottchen Zakumi in billigen chinesischen Fabriken unter erbärmlichen Arbeitsbedingungen hergestellt wird. Nach wochenlangem öffentlichen Protest und einem Kontrollbesuch in der Fabrik stoppte die Fifa letztlich die Produktion in China. Neben der Maskottchen-Herstellung wanderten auch Aufträge für viele andere Fanartikel ins Ausland ab.

Diese vielfältigen Probleme bestimmen im Vorfeld der WM die Schlagzeilen. Negativismus ist schließlich ein wichtiger Nachrichtenfaktor. Doch wenn die Nörgelei einmal abklingt und auch positive Geschichten Platz in den Medien finden, ist die WM für Südafrika eine einmalige Gelegenheit, der Welt seine wahre Schönheit zu zeigen: Seine atemberaubende Natur, seine spannende Tierwelt und seine vielfältige Kultur. Nur wenige Deutsche kennen Südafrikas Geschichte detailliert, und kaum jemandem ist die gewaltige Aufgabe bewusst, die die junge Nation am Kap zu bewältigen hat. Südafrika lebt derzeit Geschichte, es formt eine Regenbogennation aus seinen unterschiedlichsten, ehemals verfeindeten ethnischen Gruppen. Wer die WM 2006 in Deutschland verfolgt hat, weiß genau, wie sehr ein Fußballturnier eine Nation zusammenschweißen kann. Südafrika könnte einen ähnlichen Effekt gut gebrauchen. Allerdings wäre dafür eine erfolgreiche heimische Nationalmannschaft nötig – die formschwache Bafana Bafana ist jedoch schon in den Gruppenspielen Außenseiter.

Das deutsche Sommermärchen hat zudem gezeigt, dass ein Gastgeberland sein Image gewaltig aufpolieren kann. Eine solch ausgelassene, friedliche und herzliche WM hatte den als so bieder geltenden Deutschen niemand zugetraut. Das Public Viewing war 2006 das Erfolgsrezept – Zehntausende Menschen verfolgten vielerorts die Spiele gemeinsam und feierten Arm in Arm. Die Fanparks werden auch in Südafrika eine wichtige Rolle spielen, weil sie den Einheimischen eine kostenlose Möglichkeit bieten, am Turnier teilzuhaben.

Wenn es auch die Südafrikaner schaffen, Bilder von friedlich feiernden Menschen in die Welt zu tragen, wenn sie die Stärken und Potenziale ihres Landes

vermitteln können, dann werden sie noch jahrelang von steigenden Besucherzahlen profitieren. Wenn allerdings viele Raubüberfälle, Vergewaltigungen und Morde das Turnier überschatten, könnte das Ganze auch nach hinten losgehen.

## 12. Warum Thomas Cichon sein Abenteuer Südafrika genießt

Als umsichtiger Abwehrstrategie macht sich der Essener Thomas Cichon derzeit in der südafrikanischen Profiliga beliebt. Im September 2009 hat Trainer Rainer Zobel den ehemaligen Profi des 1. FC Köln und des VfL Osnabrück zu den Moroka Swallows gelotst – einem traditionsreichen Team aus dem Township Soweto. Auf der Dachterrasse eines Johannesburger Einkaufszentrums erzählt Thomas Cichon [sportschau.de](http://sportschau.de) von Bürokratie, unpünktlichen Schiedsrichtern und der Herzlichkeit der Menschen in einer der gefährlichsten Städte der Welt.

Thomas Cichon: Sorry, dass ich heute nur wenig Zeit habe, aber in einer halben Stunde muss ich zur Physiotherapie.

*Kein Problem. Erst einmal herzlichen Glückwunsch zur Vertragsverlängerung.*

Cichon: Moment mal, ich habe noch gar nicht verlängert. Ich habe mit der Vereinsführung noch nicht einmal darüber gesprochen.

*Aber einige südafrikanische Medien haben die Verlängerung bereits vermeldet.*

Cichon: Ja, so läuft das eben im Fußball, nicht nur in Afrika. Der Verein möchte offenbar, dass ich bleibe. Mein Vertrag läuft am 30. Juni aus. Wir werden uns demnächst in Ruhe zusammensetzen.

*Haben Sie schon eine Tendenz?*

Cichon: Es gibt eigentlich keinen Grund, nicht zu bleiben. Die Lebensqualität ist hier viel höher, als ich gedacht hatte. Es fehlt mir eigentlich an nichts. Auch die sportliche Qualität ist in Ordnung.

*Sie haben in Deutschland lange in der Bundesliga und in der 2. Liga gespielt. Wo würden Sie die südafrikanische Liga einordnen?*

Cichon: Die ersten acht Teams haben etwa unteres Erstliga- oder oberes Zweitliga-Niveau. Technisch und läuferisch haben viele Spieler hier gigantische Voraussetzungen. Allerdings hapert es bei der Taktik und beim Torabschluss. Man merkt, dass die Südafrikaner nicht von klein auf taktisch geschult worden sind.

*Da kann ein erfahrener Innenverteidiger aus Europa sicher einiges bewegen. Die heimischen Journalisten sind vor allem von Ihrer Spielübersicht angetan, auf Anhieb waren Sie ein Führungsspieler.*

Cichon: Die Mitspieler hören schon auf mich, da gab es überhaupt keine Anpassungsschwierigkeiten. Leider habe ich zu Beginn viele Spiele verpasst, weil ich sieben Wochen lang auf meine Arbeitsgenehmigung warten musste. Die Bürokratie ist hier oft ein Wahnsinn.

*Ihre Moroka Swallows haben die Saison auf Platz acht beendet. Sind Sie zufrieden?*

Cichon: Wir haben zumindest unser Minimalziel erreicht, unter die ersten Acht zu kommen. Und in der Rückrunde haben wir uns sehr stabilisiert. In den letzten neun Saisonspielen haben wir nicht mehr verloren.

*Wie haben die weit überwiegend schwarzen Swallows-Fans Sie als weißen Europäer aufgenommen?*

Cichon: Sehr positiv, die Menschen sind hier sehr offen und freundlich. Ich werde auch oft auf der Straße erkannt und angesprochen, aber immer angenehm respektvoll. Die Begeisterung unserer Anhänger ist riesig.

*Aber die Begeisterung der Einheimischen für die Premier Soccer League (PSL) hält sich insgesamt doch eher in Grenzen. Bei einigen Spielen verirren sich nur wenige hundert Zuschauer ins Stadion, und viele südafrikanische Fußballfans verfolgen lieber die englische Premier League.*

Cichon: Das stimmt, es gibt auch noch einiges zu verbessern, vor allem bei der Liga-Organisation. Oft wissen wir erst wenige Tage vor einer Partie, wann und in welchem Stadion wir spielen. Unser Duell mit den Mamelodi Sundowns ist dreimal kurzfristig verlegt worden, so dass am Ende sogar der Schiedsrichter falsch informiert war und eine Stunde zu spät kam. So etwas führt natürlich zu leeren Rängen. Aber weil wir ein Traditionsteam sind, kommen oft etwa 4.000 Zuschauer zu unseren Heimspielen. Und bei Duellen mit den anderen beliebten Teams wird es richtig voll. Gegen die Kaizer Chiefs haben wir vor 20.000 Fans gespielt.

*Und sicher vor jeder Menge Vuvuzelas. Der Lärm dieser afrikanischen Tröten geht ja vielen europäischen Fußballfans auf die Nerven.*

Cichon: Gegen die Chiefs war die Lautstärke schon enorm. Da fällt es schwer, auf dem Platz zu kommunizieren. Aber die Vuvuzelas gehören hier einfach dazu, man gewöhnt sich an alles.

*Auch daran, in einer der gefährlichsten Städte der Welt zu wohnen?*

Cichon: Ich lebe jetzt seit einem halben Jahr in Bedfordview, einem Vorort im Osten Johannesburgs, und habe noch keine einzige brenzlige Situation erlebt. Man muss sich an einige Dinge wie die elektrischen Sicherheitszäune gewöhnen und bestimmte Regeln beachten. Aber wer sich davon nicht verrückt machen lässt, hat hier eine sehr hohe Lebensqualität mit modernen Einkaufszentren und herzlichen Menschen. Auch landschaftlich gibt es in Südafrika enorm viel zu entdecken. Alleine deshalb würde sich ein weiteres Jahr schon lohnen.

*In Deutschland wurde Ihr Name zuletzt immer wieder im Zuge des Wettskandals genannt. Sie haben in Interviews bereits Spielschulden im fünfstelligen Euro-Bereich und regelmäßige Kontakte zu einigen Drahtziehern des Wettskandals eingeräumt. Aber Sie betonen auch, niemals ein Spiel manipuliert zu haben.*

Cichon: Tut mir leid, zu diesem Thema gebe ich derzeit keinen Kommentar mehr ab.

*Sie sind jetzt 33 Jahre alt. Wie lange wollen Sie noch Profifußball spielen?*

Cichon: Ein Jahr auf jeden Fall noch, vielleicht auch zwei. Danach möchte ich meine A-Lizenz machen und als Trainer arbeiten. Aber jetzt muss ich leider aufbrechen, ich muss zur Physiotherapie.

*Hätten Sie nicht schon längst dort sein müssen?*

Cichon: Nach afrikanischer Zeit bin ich immer noch pünktlich, eine halbe Stunde Verspätung ist kein Problem.

### **13. Kriminalität am Kap: Zwischen Hysterie oder Lebensgefahr**

Wer über eine Reise nach Südafrika nachdenkt, hat vor allem eine Sorge: die Kriminalität. Die Pessimisten verweisen auf die 50 Morde und 200 Sexualverbrechen pro Tag. Dies sind die offiziellen Polizeiangaben, die Dunkelziffer soll vor allem bei den Vergewaltigungen sehr groß sein. Die Fernsehsender lassen Opfer von Raubüberfällen zu Wort kommen, berichten über weiße Südafrikaner, die aus Todesangst auswandern. Die Optimisten dagegen argumentieren, dass der allergrößte Teil der Verbrechen in den Townships und zwischen den dort regierenden Gangs passiere. Touristen, die gewisse Verhaltensregeln beachten, passiere schon nichts.

Mit diesen beiden Positionen im Hinterkopf bin ich also nach Südafrika geflogen. Und das Thema Kriminalität sollte mich vom ersten Tag an begleiten:

Als ich in meinem Hostel in Johannesburg ankomme, vermiest mir eine der vielen Sicherheitsregeln, die ich auf jeden Fall beachten will, meinen Start in die Südafrika-Reise. „Gehe niemals alleine durch Gegenden, die du nicht kennst“, lautet der Vorsatz. Die Idee war, andere Touristen kennenzulernen und dann gemeinsame Aktivitäten zu starten. Das Problem: Das Hostel, in dem ich die ersten Nächte verbringe, ist so gut wie leer. Außer mir ist nur ein anderer Gast anwesend, der mir nicht sympathisch ist. Also bin ich auf mich alleine gestellt – und das in Observatory, einem Viertel von Johannesburg, das nicht gerade als sicher gilt. Ich wohne in einer schlossartigen Villa, die in den 70er Jahren mal einem Mafia-Gangster gehört hat. Um das Gebäude herum gibt es hohe Mauern, elektrische Zäune und Videokameras – wie bei jedem der schmucken Anwesen in der Nachbarschaft. Manche der Reichen-Viertel in Südafrika sind komplett abgeschottet. Wer dort hineinfahren will, muss an der beschränkten Zufahrtstraße nachweisen, dass er Anwohner oder geladener Gast ist. In Observatory fehlen diese Schranken, weil eine Haupt-Verkehrsader durch das Viertel führt. Hinzu kommt, dass die Nachbargegenden teilweise zwielfichtig sind. Auch das berühmte, innenstädtische Hillbrow, wo in den 70er Jahren die weiße Oberschicht lebte und heute die Gangster regieren, ist nicht fern. So kommt es, dass sich auch auf den Straßen von Observatory fragwürdige Gestalten aufhalten. Selbst das Personal im Hostel rät mir davon ab, alleine vor die Tür zu gehen.

So wird meine erste Herberge in Südafrika zu einer Art Luxus-Gefängnis. Den ersten Tag nach meiner Ankunft verbringe ich noch komplett mit Internet-Recherche innerhalb des elektrischen Zaunes. Am zweiten Tag will und muss ich jedoch einkaufen. Zum drei Autominuten entfernten Einkaufszentrum muss ich ein Taxi nehmen – für umgerechnet zwölf Euro hin und zurück.

Ein Tipp, den ich oft zu hören bekommen habe, ist: Verhalte dich nie wie ein typischer Tourist, dann passiert dir auch nichts. Oder: Wer sich total ängstlich fortbewegt, sich die ganze Zeit unsicher umschaute und jederzeit damit rechnet, ausgeraubt zu werden – der wird am Ende auch überfallen. Verbrecher würden solche Unsicherheit wittern und gnadenlos ausnutzen, heißt es.

An beiden Theorien ist etwas dran. Aber was helfen einem diese Tipps? Wer wie ich als hellblonder, groß gewachsener Deutscher mit der Hautfarbe einer frisch gestrichenen Tapete zum ersten mal afrikanischen Boden betritt, der fällt einfach auf. Da kann man noch so dezente Kleidung tragen, noch

so wenige Wertsachen mitnehmen, noch so selbstverständlich wie möglich durch die Gegend laufen. Dass ich kein Einheimischer bin, sieht man mir in den ersten Tagen meiner Reise auf den ersten Blick an. Das ist wohl auch der Grund für meine erste Bekanntschaft mit südafrikanischen Kriminellen.

Es ist der dritte Tag meiner Reise. Erneut muss ich ins Einkaufszentrum, erneut bezahle ich zwölf Euro für das Taxi. Die Eastgate Mall ist einer dieser riesigen Shopping-Tempel nach amerikanischem Vorbild, von denen es in Johannesburg gleich mehrere gibt. Das Publikum ist gemischt, die Preise sind europäisch, die Cafés und Geschäfte voll. Ich kaufe kurz, was ich am Vortag vergessen habe, esse ein Steak in einem der vielen Restaurants und begeben mich dann auf die Suche nach einem Geldautomaten. Es dauert viele Minuten und einen ermüdenden Fußmarsch, bis ich im Dschungel der unzähligen Wege, Winkel und Eingänge der Mall endlich fündig werde. Ich habe doppelt Glück, denn es gibt keine Warteschlange. Ein Mann ist offenbar gerade mit seinen Transaktionen fertig, lächelt mir freundlich zu und deutet auf den frei gewordenen Geldautomaten. Ich lächle zurück, nicke und gehe zum Automaten. Doch kaum habe ich meine Kreditkarte aus der Tasche gezogen, steht der besagte Mann plötzlich dicht neben mir. Er spricht rasend schnell auf mich ein, faselt von „neuem System“ und „bestimmten Tasten“, fuchelt mit den Armen herum und hat plötzlich meine Karte in der Hand. Ich greife schnell sein Handgelenk. „Gib mir meine Karte zurück“, sage ich. Das tut er auch, immer noch sehr freundlich, und drückt ein paar Tasten, weil ich angeblich die falsche Einstellung gewählt hätte. Später erfahre ich, dass die Trickbetrüger den Automaten auf die Funktion „Handykarte aufladen“ stellen und das Opfer dann auffordern, die Geheimnummer einzugeben. Diese erscheint dann für jeden sichtbar im Display, und wenn die Betrüger dann auch noch die Karte stehlen, können sie problemlos am nächsten Automaten das Konto plündern.

Ich gebe die Geheimzahl aber nicht ein, drücke mehrmals auf die Abbruch-Taste und gehe zum übernächsten Automaten. Doch als ich dort meine Karte einführen will, stehen plötzlich drei Männer hinter mir. Der von zuvor und offenbar zwei Komplizen – alle wollen mir „helfen“, jetzt mit noch mehr Nachdruck. Ich umklammere meine Karte und gehe schnell, wortlos und wütend davon. Als ich mich nach einigen Metern umschaue, sehe ich, dass mich niemand verfolgt. Ich bin erleichtert.

Die Aktion ist letztlich glimpflich ausgegangen. Aber wer weiß, was passiert wäre, wenn ich meine Geheimzahl eingetippt hätte? Hätten die Männer mir dann die Karte gewaltsam entrissen? Hätten sie Waffen dabei? Dass dieser Vorfall am helllichten Tag mitten in einem belebten Einkaufszentrum passierte, trug nicht gerade zu meiner Beruhigung bei. In den folgenden Tagen gab es noch zwei weitere Situationen, bei denen mich Fremde an-

sprachen, während ich einen Geldautomaten bediente. Jedes Mal hätte ich sie gerne fluchend als Betrüger entlarvt. Aber ich ging einfach davon. Wer weiß, wozu diese Menschen im Stande sind.

Der Vorfall aus der Eastgate Mall veränderte meine Einstellung grundlegend. Fortan misstraute ich jedem Fremden, egal wie freundlich er war. Der Betrüger vom Geldautomaten hatte ja schließlich auch erst strahlend gelächelt. Es ist nicht schön, alleine unterwegs zu sein, und bei jedem Gegenüber erst einmal vom Schlimmsten ausgehen zu müssen. Es dauerte lange, bis ich überhaupt wieder Gespräche mit fremden Menschen zuließ. Die erbarmungslose Millionenstadt Johannesburg ist in dieser Hinsicht ein denkbar schlechter Ort, um seine ersten Afrika-Erfahrungen zu machen. Erst einhalb Wochen später machte ich in Swaziland meinen Frieden mit den Einheimischen, als ich mit den Swazis Seite an Seite die Taxibusse teilte und in der Stadt jeden Passanten um Hilfe bitten konnte. Und von da an wurde ich auch stets am Geldautomaten in Ruhe gelassen.

Immerhin hatte ich nun auch eine Geschichte zu erzählen. Denn wenn Reisende sich in Südafrika unterhalten, kommt das Thema Kriminalität fast zwangsläufig auf den Tisch. Jeder hat entweder schon selbst einen Vorfall erlebt oder die Geschichte eines anderen gehört. Ein Kanadier berichtete, dass er in der Johannesburger Innenstadt am helllichten Tag ausgeraubt worden war. Er war zu Fuß unterwegs, als ihn ein Mann von hinten am Hals packte und ein Weiterer seine Füße griff. Die Gangster hieften ihr Opfer neben ein Auto, so dass nicht jeder Passant den Raub mitbekommt. Diejenigen, die alles gesehen haben, scherten sich nicht weiter darum. Während der Kanadier wehrlos am Boden lag, durchsuchten zwei weitere Täter seine Taschen. Nach wenigen Augenblicken zog die Bande mit umgerechnet zehn Euro Beute davon. Niemand verfolgte die Männer, und der Kanadier ging auch nicht zur Polizei, weil er die Gesichter kaum beschreiben konnte. Der Raub blieb ungestraft, taucht in keiner Statistik auf, und die Täter haben seither sicher schon viele weitere Opfer gefunden. Was in Deutschland eine dicke Schlagzeile in der Zeitung wert wäre, gehört in Johannesburg zum Alltag.

Glücklicherweise ist mir nichts desgleichen passiert. Die Sicherheitsregeln zu befolgen, war sicher nicht die schlechteste Idee. Gehe niemals nachts auf die Straße. Nimm nie die Hilfe eines Fremden an. Schließe beim Autofahren durch gefährliche Gegenden Türen und Fenster. Halte Fluchtabstand zum Vordermann an roten Ampeln. Nutze nur bekannte und seriöse Taxiunternehmen. Sei besonders wachsam an Busbahnhöfen. Gehe auch auf Wanderungen nur in größeren Gruppen. Trage keine Wertgegenstände offen herum. Und vor allem: Falls du überfallen wirst – wehre dich nicht. Trage am besten immer einen kleineren Geldbetrag bei dir, den du den Tä-



tern schnell aushändigen kannst. Mit etwas Glück sind sie damit zufrieden und verschwinden.

Weniger Glück hatte der Student, der im Januar in Kapstadt erstochen worden ist. Der Tatort lag nur wenige Straßen entfernt von dem Gasthaus, in dem ich zur selben Zeit gewohnt habe. Die Gegend, Observatory, das Künstler- und Studentenviertel, gilt tagsüber als sicher. Nachts jedoch kommt es häufiger zu Überfällen, wenn sich die Menschen von einer der vielen Kneipen aus auf den Heimweg machen. Laut Zeitungsbericht war der ermordete Student nachts mit drei Freunden unterwegs, als vier Verbrecher Geld und Handys forderten. Offenbar wehrten sich die Opfer, bis einer der Täter schließlich zustach. Es war der dritte Mord an einem Studenten der University of Cape Town innerhalb von fünf Monaten.

Immer wieder wird man daran erinnert, dass man sich in einem gefährlichen Land befindet. Wer auf der Long Street, der Amüsiermeile der Kapstädter Mittelschicht und der Touristen mit vielen Bars, Cafés und Hotels, nachts aus dem Taxi steigt, ist sofort umzingelt von Bettlern, Straßenkindern und Drogendealern. Einigen herumlungernenden Gestalten ist auf den ersten Blick anzusehen, dass sie auf Diebstähle aus sind. Sie gehen die Long Street auf und ab, schielen auf die Taschen der Feiernden und hoffen auf leichte Beute bei einem betrunkenen, orientierungslosen Touristen. Es gibt aber auch Momente, in denen man die Gefahr vergisst oder verdrängt. Eines Abends war ich mit Freunden zu Besuch bei einem Paar aus Finnland. In ihrer Wohnung in Woodstock, einem Stadtteil zwischen der Innenstadt und Observatory, haben wir in geselliger Runde gegessen und sorglos gequatscht, bis wir schließlich gegen Mitternacht ein Taxi bestellen wollten. Beim ersten Taxiunternehmen sind wir allerdings abgeblitzt. „Um diese Zeit holen wir niemanden mehr in Woodstock ab“, hieß es. „Das ist zu gefährlich.“ Erst einige Anrufe später hatten wir bei einem anderen Unternehmen Erfolg.

Kann ich nun Touristen raten, nach Südafrika zu reisen? Ja, ich kann. Aber nicht allein. Die Gefahr ist in Südafrika allgegenwärtig. Wer sicher durch den Urlaub kommen will, muss auf der Hut sein und gewisse Regeln beachten. Diese Regeln schränken die persönliche Freiheit vor allem abends und nachts sowie bei Fahrten mit Bus, Bahn oder Auto ein. Nur wer diese Dinge akzeptiert und sich vor allem nicht verrückt machen lässt, wird einen Aufenthalt in Südafrika genießen. Ein toller Urlaub ist dann aber auch garantiert, denn Südafrika hat eine kulturelle, historische und landschaftliche Vielfalt zu bieten wie kaum ein anderes Land. Und manche werden das Risiko und das Gefühl, dass jeden Moment etwas passieren könnte, vielleicht sogar aufregend finden.

Übervorsichtige Menschen sollten sich jedoch ein anderes, weniger gefährliches Ziel suchen – sie würden vor lauter Sorge kaum Augen für die

schönen Seiten Südafrikas haben. Oder aber sie nutzen eine Art Pauschalreise, lassen sich jede Safari, jede Einkaufstour und jeden Strandbesuch organisieren und wohnen in einem der vielen Luxus-Hotels in den Wohn- und Urlaubsorten der Reichen. Dann können auch vorsichtige Urlauber eine Reise ans Kap genießen – das wahre Afrika mit seinen in großer Mehrheit liebenswürdigen Bewohnern würden sie so aber niemals kennenlernen.

#### **14. Was bleibt – Afrika-Gefühl im interessantesten Land der Erde**

Vor meiner Recherchereise kannte ich Afrika nur aus Erzählungen, Reiseberichten und Fernsehbeiträgen. Immer wieder hörte ich, Afrika sei etwas ganz Besonderes. Die Farben, die Gerüche und die Herzlichkeit der Menschen würden zu einer einmaligen, speziellen Atmosphäre zusammenfließen. Afrika sei wie ein Fieber, das einen nicht mehr loslasse.

Entsprechend neugierig stieg ich in Johannesburg aus dem Flieger. Nur leider ist die südafrikanische Millionenstadt kein guter Ort, um in afrikanisches Flair einzutauchen. Ein moderner Flughafen, hektisches Großstadtleben und ein Unsicherheitsgefühl angesichts vieler finsterner Gestalten prägten meine ersten Tage in Südafrika.

Mein erster Kontakt mit einem Einheimischen verlief jedoch äußerst angenehm. Im Flugzeug Richtung Johannesburg erzählte ich meinem Sitznachbarn Satha, einem indischstämmigen Johannesburger, von meinen Rechercheplänen. Ohne dass ich fragen musste, schlug er vor, mir zwei seiner Arbeitskollegen vorzustellen, die sich beide sehr gut mit den lokalen Fußballstrukturen auskennen würden. Dankend und begeistert von der großen Hilfsbereitschaft nahm ich das Angebot an. Wir tauschten Nummern aus und wollten die Treffen so schnell wie möglich organisieren.

Doch früh musste ich erkennen, dass Afrika anders tickt. Mehrfach wurde ich vorgewarnt, dass die Afrikaner Verabredungen oft nicht einhalten, dass Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit weniger gefragt sind als in Deutschland. Die Warnungen waren berechtigt: In den ersten Tagen in Johannesburg wartete ich vergeblich auf zahlreiche Rückrufe und E-Mail-Antworten, bekam viele Gesprächspartner einfach nicht ans Telefon. Mit Satha hielt ich zwar Kontakt, aber eine genaue Aussage über den möglichen Zeitpunkt eines Treffens mit seinen Arbeitskollegen erhielt ich nicht. Nach fünf Tagen ohne echten Fortschritt brach ich meine Zelte in Johannesburg vorzeitig ab mit dem Plan, am Ende meiner Reise noch einmal zurückzukehren und dann frühzeitig Termine zu arrangieren. Dies hat in Afrika zwar auch nur selten Sinn, weil die Gesprächspartner oft kurzfristig absagen oder gar nicht erst erscheinen, aber mit spontanen Treffen war ich ja schon gescheitert.

Die Unzuverlässigkeit der Afrikaner ist schwer zu ertragen, wenn man europäische Disziplin gewohnt ist und seine sechs Wochen Recherchezeit optimal ausnutzen möchte. Geplatze Verabredungen und kurzfristig verschobene Termine kosteten mich viele wertvolle Tage. Zum Beispiel habe ich mir in Kapstadt einmal ein Auto gemietet, um bei einem Frauenfußballspiel Fotos zu schießen. Als ich jedoch am Austragungsort ankam, war niemand zu sehen. Am Telefon erklärte mir dann die Trainerin Desiree Ellis, mit der ich mich verabredet hatte, dass die Gegnerinnen einfach nicht erschienen seien und sie meine Nummer nicht gespeichert habe.

Mit Recherche auf europäische Art kommt ein Journalist in Südafrika nur selten weit. Webseiten auch großer Organisationen sind oft schlecht und veraltet oder überhaupt nicht vorhanden. E-Mail-Anfragen scheinen in den Weiten des Internets spurlos zu versanden. Der beste Weg, an Gesprächspartner zu kommen, sind Beziehungen. Ich habe mit möglichst vielen Menschen gesprochen und mir Kontaktdaten von deren Freunden und Bekannten geben lassen, die vielleicht auch etwas Interessantes zu sagen haben. In dieser Hinsicht sind die Südafrikaner wirklich sehr hilfreich. Sie geben zwar auch dann Ratschläge, wenn sie überhaupt keine Ahnung haben, aber meist funktioniert dieses Netzwerk. Ich habe viele Menschen kennengelernt, die sich mehrere Stunden oder sogar Tage Zeit für mich genommen haben. Ein großes Dankeschön hierfür geht unter anderem an Hazel Walton, die herzliche Lodge-Besitzerin aus Kapstadt, Lunga Thomas, der mir viele wertvolle Kontakte vermittelt hat, Sydney Hadebe, der mich zwei Tage lang in Soweto begleitete, und Thushan Padayachee, einem jener besagten Arbeitskollegen von Satha Pillay, meinem Sitznachbarn vom Hinflug. Thushan ist Vorsitzender des Fußballvereins Delfos FC aus einem Vorort von Pretoria. Er war zwei Tage lang mein Gastgeber, Reiseführer und wertvoller Fußballexperte – so hat sich mein nettes Hinflug-Gespräch am Ende tatsächlich ausgezahlt.

Großer Dank gebührt natürlich auch der Heinz-Kühn-Stiftung und der stets netten und hilfsbereiten Ute Maria Kilian. Ohne das Stipendium hätte es wohl noch sehr lange gedauert, bis ich einmal in das wohl interessanteste Land der Erde gereist wäre. Südafrika vereint alles: eine vielfältige, atemberaubende Landschaft, romantische Traumstrände, wilde Hochgebirge und eine exotische Tierwelt. Dazu kann der Besucher wählen zwischen pulsierenden Großstädten und ländlicher Idylle, westlichem Luxus und afrikanischer Einfachheit, studentischen Amüsiermeilen und traditionell afrikanischen Dorffesten. Hinzu kommt die hochspannende Geschichte mit den mutigen Einwanderern, den zahlreichen Konflikten und dem erst vor wenigen Jahren abgeschafften, grotesken Apartheidssystem. Diese Vergangenheit hat Südafrika zu einem überdimensionalen sozialen Experiment werden lassen: Millionen Menschen mit unterschiedlichster Kultur, Sprache

und Hautfarbe, die sich teilweise jahrelang erbittert bekämpft haben, sollen gemeinsam eine bunte Regenbogennation bilden. Und das in einem Land, das weltweit die größten Unterschiede zwischen arm und reich hat, wo Luxusviertel teilweise in unmittelbarer Nachbarschaft von armseligen Slums liegen. Eine solche Vielfalt an sozialen, touristischen und historischen Besonderheiten hat wohl kein anderes Land zu bieten.

Und die oft zitierte typisch afrikanische Atmosphäre? Es hat ein wenig gedauert, bis ich mich an Land und Leute gewöhnt hatte. Ich bin auch nicht wochenlang glücklich durch die Gegend gelaufen, nur weil der Kontinent so exotisch ist. Und dennoch hat mich das afrikanische Fieber gepackt. Ich will unbedingt mehr sehen, will Länder wie Malawi, Tansania oder Botswana erkunden. Infiziert habe ich mich in diesen gewissen, vereinzelt Momenten, in denen ich plötzlich fühlte: Dies ist Afrika. Das kann auf einem belebten Marktplatz passieren oder in der einsamen Natur, beim zwanglosen Gespräch mit Einheimischen oder bei einem Fußballspiel. Dieses Gefühl ist schwer zu beschreiben, hängt tatsächlich stark mit Farben, Klängen und Gerüchen zusammen. Es ist spannend und angenehm. Und vor allem unvergesslich.